



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Aspekte der Stimmqualität beim Dolmetschen mit besonderer Berücksichtigung der Genderfrage.“

Verfasserin

Petra Budzinski

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, im Oktober 2009

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 325 342 345

Matrikelnummer: 0207191

Studienrichtung lt. Studienblatt: Magisterstudium Dolmetschen

Betreuer: Ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Franz Pöchlhammer

Danksagung

Mein größter Dank gebührt meinen Eltern für ihre Liebe, ihr Vertrauen und ihre Unterstützung. Ihnen verdanke ich so viel, dass es schwer ist, meine Dankbarkeit in Worte zu fassen. Daher hoffe ich, dass sie fühlen, dass der durch diese Diplomarbeit symbolisierte Studienabschluss einen Erfolg darstellt, an dem sie maßgeblich beteiligt sind, und über den wir uns gemeinsam freuen können.

Ich danke all meinen FreundInnen, die mir Kraft gegeben und mich mit Rat und Tat unterstützt haben. Besonderer Dank gilt diesbezüglich meinen Freundinnen Suse, Katerina und Michaela, die selbst zu den unmöglichsten Tageszeiten wertvolle Worte der Motivation spendeten und mir mit praktischen Hinweisen bei der Erstellung dieser Arbeit zur Seite standen.

Meiner Kusine Susanne möchte ich dafür danken, dass sie mich zum Studium ermuntert hat, wie eine große Schwester für mich da ist und unerschütterlich an mich glaubt.

Schließlich gilt mein Dank Professor Pöchlhacker für die Betreuung meiner Arbeit.

Inhalt

0	Einführung	7
1	Stimme als Arbeitswerkzeug	8
1.1	Grundlagen – Was ist Stimme?	9
1.1.1	Nonverbale Kommunikation	12
1.1.2	Wie entsteht Stimme?	15
1.1.3	Stimmqualität – was macht eine „gute / schöne Stimme“ aus?	17
1.2	Belastungen und Störungen der Stimme im Hinblick auf Berufsgruppen	20
1.2.1	Berufsbedingte Belastungen und Krankheiten der Stimme	23
1.2.2	Indices zur Ermittlung des Schweregrades einer Stimmstörung	27
1.2.3	Tauglichkeit, Stimmtraining und Prävention	28
2	Stimme und Dolmetschen	31
2.1	Stimme und Stimmqualität in verschiedenen Forschungsgebieten	31
2.2	Stimme und Dolmetschen	39
2.2.1	Überblick Qualitätsforschung im Dolmetschen	41
3	Stimme und der Faktor Gender	71
3.1	Gender und Dolmetschen	74
3.1.1	Stimme und Persönlichkeitsinferenz	77
3.1.2	Kulturbedingte Wahrnehmung und Wirkung von Stimme und Gender..	81
3.1.3	Male speak - Female Speak (Feministische Linguistik)	82
3.2	Der Genderaspekt im Hinblick auf dolmetschwissenschaftliche Studien	85
3.2.1	Forschungsdesiderate	87
3.3	Ursprünglich geplantes Experiment	89
3.3.1	Erläuterungen zur Undurchführbarkeit des Experiments	90
4	Diskussion	92
5	Schlusswort	95
	Literaturverzeichnis	97
	Abbildungsverzeichnis	106
	Abstract	107
	Lebenslauf	109

0 Einführung

Eckert & Laver (1994) stellen in ihrem Werk „Menschen und ihre Stimmen. Aspekte der vokalen Kommunikation“ die Frage, wie es dazu kommt, dass wir Menschen derart stark und spontan auf Stimmeigenschaften reagieren. Sie erklären dies damit, dass auch der Empfänger an der Kommunikation nie unbeteiligt ist und mit der SprecherIn -ob gewollt oder ungewollt- mitempfindet bzw. versucht, sie nachzuahmen (vgl. Eckert & Laver 1994: 4f). So besagt eine ihrer grundlegenden Thesen: " Die menschliche Stimme ist wohl das intimste und gewiss das ausdrucksstärkste Mittel, das uns in der Kommunikation zur Verfügung steht." (Eckert & Laver 1994: 1). Dieser Aussage möchte ich mich als Dolmetscherin anschließen. Aufgrund dieser Überzeugung wurde daher auch die Stimme als zentrales Thema für diese Arbeit gewählt

DolmetscherInnen haben es sich als SprachmittlerInnen zum Ziel gesetzt, verbale Kommunikation zwischen verschiedenen Beteiligten zu erleichtern oder in vielen Fällen überhaupt erst zu ermöglichen. Eines der wahrscheinlich wichtigsten Werkzeuge zur Erfüllung dieser Aufgabe ist die Stimme. Die Stimme und die non-verbalen Informationen, die sie übermittelt, sind also sehr bedeutende Faktoren im Dolmetschen. Die Stimme ist das essentielle Arbeitswerkzeug der DolmetscherInnen; ohne sie ist die Berufsausübung nicht möglich. Daher, und weil interessante Aspekte des Themas Stimme vielleicht noch nicht genügend in der Dolmetschwissenschaft und den damit verbundenen empirischen Untersuchungen berücksichtigt worden sind, ist es das Ziel der vorliegenden Arbeit einen Überblick über die Forschungen zum Thema Stimme in der Dolmetschwissenschaft bieten. Neben grundlegenden Angaben zur Stimme und einem Fokus auf die Einbeziehung des Faktors Stimme in die Qualitätsforschung beim Dolmetschen auf die empirische Erforschung der Wahrnehmung der Stimme eingegangen werden. Des Weiteren soll ein neuer, zusätzlicher Aspekt, nämlich der Gender-Aspekt, aufgeworfen werden. Darüber hinaus werden Anregungen zu Forschungsdesideraten im Hinblick auf den Gender-Aspekt, aber auch im Bereich der Stimme als Qualitätsfaktor im Dolmetschen geboten werden.

Sämtliche Feststellungen in der vorliegenden Arbeit beziehen sich auf das Dolmetschen als vokale Kommunikation - die Gebärdensprache als ein abgrenzbares, eigenständiges Kommunikationssystem sei hier ausgenommen, da sie zwar ebenso wie die Stimme als Kommunikationsmittel dient und als dem verbalen Dolmetschen

gleichberechtigt anzusehen ist, jedoch über den visuellen Kanal abläuft (vgl. Besson et al. 2005).

In Kapitel 1 werden grundlegende Informationen zur Stimme dargelegt, wobei im Hinblick auf den Aspekt der Stimme als Arbeitswerkzeug der DolmetscherInnen besonderes Augenmerk auf stimmliche Belastungen und Pathologien gelegt wurde. Kapitel 2 bietet einen Einblick in die Stimmforschung in verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen, wobei Studien mit Bezug zur Themenstellung dieser Arbeit besprochen werden. Der Hauptschwerpunkt liegt auf der Darstellung der Qualitätsforschung in der Dolmetschwissenschaft, wobei auch hier die Faktoren Stimme und Gender besonders berücksichtigt werden. Darüber hinaus werden Probleme in der Qualitätsforschung besprochen und mögliche Forschungsdesiderate diskutiert. Kapitel 3 behandelt das Thema Stimme in Bezug auf den Faktor Gender, wobei insbesondere die Themen der Persönlichkeitsinferenz aufgrund von Stimme sowie die kulturspezifische Wirkung und Wahrnehmung von Stimme und ihren Eigenschaften erläutert werden. Weiters wird der Gender-Aspekt im Hinblick auf Dolmetschwissenschaftliche Studien beleuchtet. Schließlich werden in diesem Kontext Forschungsdesiderate angedacht, und das für diese Arbeit ursprünglich geplante Experiment erläutert.

1 Stimme als Arbeitswerkzeug

Bedenkt man, dass die lautsprachliche Kommunikation die gebräuchlichste Form des menschlichen Informationsaustausches ist (vgl. Wendler & Seidner 1987:72), so kann die Stimme demgemäß als ein höchst wichtiger Aspekt der menschlichen Kommunikation angesehen werden.

In einer kommunikationsbasierten Gesellschaft wie der unseren kann die Stimme einen Einfluss darauf haben, welchen Beruf ein Mensch ausübt, und umgekehrt kann die Art des Berufs, welchen eine Person ausübt, entscheidend dafür sein, Stimmprobleme vermeiden zu müssen. Eine schlechte Stimmqualität bzw. Stimmprobleme können – je nach beruflicher Tätigkeit einer Person – einen sehr großen Einfluss auf die Stimmqualität haben und im Extremfall sogar die Berufsausübung unmöglich machen (vgl. Koufman & Isaacson 1991).

Darüber hinaus ist davon auszugehen, dass mit der Globalisierung ein steigender verbaler und textueller Kommunikationsbedarf einhergeht. Nicht umsonst wurde

der Begriff „Kommunikation“ von der Gesellschaft für deutsche Sprache zu den 100 wichtigsten Worten des 20. Jahrhunderts gewählt (vgl. Gesellschaft für deutsche Sprache 2008).

1.1 Grundlagen – Was ist Stimme?

Schlägt man zur Beantwortung dieser Frage in einem Lexikon, einer Enzyklopädie unter dem Begriff Stimme nach, so finden sich recht einfache Definitionen wie etwa: „Stimme sind die Töne, die ein Mensch produziert, wenn er spricht“ bzw. „die Lautbildung durch den Stimmapparat“ (Pschyrembel 2004:1736) oder „die mit Hilfe des Stimmapparates erzeugte Lautäußerung“ (Bogensberger 2005:1595). Einfach gehaltene Erklärungen für ein durchaus komplexes Phänomen, dessen allgemeine Definition außerdem je nach Forschungsdisziplin (Medizin, Kommunikationswissenschaft etc.) durch eine jeweils fachspezifische Definition ersetzt oder ergänzt wird. Im Hinblick darauf, dass verbale Äußerungen die häufigste Form des menschlichen Informationsaustausches darstellen (vgl. Wendler & Seidner 1987:72), erscheint es einleuchtend, dass WissenschaftlerInnen vieler verschiedener Disziplinen sich mit der Stimme, ihren Eigenschaften, ihrer Wirkung und weiteren mit ihr verbundenen Aspekten beschäftigen.

In diesem Zusammenhang sollen an dieser Stelle zur besseren Orientierung in aller Kürze jene Disziplinen, die sich mit der Stimme beschäftigen, dargestellt werden, da einige ihnen aufgrund ihrer einander ähnelnden Bezeichnungen leicht zu verwechseln sind:

Die Phoniatrie ist die medizinische Stimm- und Sprachheilkunde. Sie ist nicht zu verwechseln mit den linguistischen Disziplinen der Phonetik und der Phonologie. Die Phonetik beschäftigt sich mit der Produktion und Wahrnehmung von Lauten und Lautverbindungen usw., während die Phonologie sich mit dem einzelsprachlichen Lautsystem und seiner Funktion beschäftigt (vgl. Böhme 1997:14). Darüber hinaus existiert innerhalb des Fachgebiets der Phoniatrie der Teilbereich der Logopädie. Die Logopädie ist die Lehre der Übungsbehandlung von Erkrankungen auf dem Gebiet der Phoniatrie und Pädaudiologie (vgl. Schneider & Bigenzahn 2007:9).

Zur Erläuterung der Frage, was Stimme ist, stellen Schneider & Bigenzahn (2007) etwa die Stimme aus phoniatischer Sicht als eine der vier Säulen der verbalen Kommunikation dar. Die anderen drei Säulenelemente sind die Sprache, das

Sprechen und das Hören. Der Begriff Sprache wird als die zentrale Planung gedanklich-inhaltlicher Ideen des Informationsaustauschs definiert, während das Sprechen die Umsetzung in periphere Artikulationsvorgänge darstellt. Die Stimme dient der Phonation und erreicht über das Hören, das letzte tragende Element der verbalen Kommunikation, den Empfänger der Information, die übermittelt werden soll. Das Hören wird als die Aufnahme bzw. akustische und zentrale Wahrnehmung des Stimm- und Sprechschalls definiert. Sprechvorgang und Stimmgebung sind direkt aneinander gebunden, da erst die Stimme als klanglicher Energieträger das Sprechen ermöglicht (vgl. Schneider & Bigenzahn 2007:3).



Abb. 1: Säulen der verbalen Kommunikation (vgl. Schneider & Bigenzahn 2007:3)

Böhme, ebenfalls Facharzt für Phoniatrie, hingegen zieht für die Praxis folgendes Fazit: „Grundsätzlich ist die Sprache dem Sprechen, dem Redefluss und der Stimme übergeordnet“ (Böhme 1997: 17). Er bezeichnet die Sprache als die übergeordnete Leistung bei der verbalen Kommunikation, der das Sprechen als eine Ausdrucksform und somit auch die Stimme untergeordnet sind (vgl. Böhme 1997:17).

Die Konzepte Sprache und Stimme sind also in jedem Fall untrennbar miteinander verknüpft. Die Fähigkeit zu sprechen ist als eine den Menschen charakterisierende Handlungsform zu betrachten; wobei an dieser Stelle auf das hauptsächlich in der Kommunikationsforschung¹ untersuchte Konzept, dass auch Tiere über eine Art Sprache verfügen, hingewiesen wird. Diese Idee soll hier nicht in Abrede gestellt werden, in jedem Fall wäre aber zu berücksichtigen, dass die Abstraktionsfähigkeit ein besonders deutliches und einzigartiges Merkmal des menschlichen Geistes ist. Letztendlich ist die Frage, ob Tiere nun über Sprache verfügen, eine eher terminologische (vgl. Habermann 1986: 173f).

Die Stimme mit all ihren Eigenschaften ist nicht nur eine Säule der Kommunikation, sondern auch ein markanter, charakteristischer Aspekt der Persönlichkeit und

¹ Siehe z.B. Gardner (1969) und Von Frisch (1962).

kann unsere Gefühle ebenso deutlich verraten wie das, was man gemeinhin unter Körpersprache versteht. Dennoch findet sie in der üblichen Erziehung in Schule und Elternhaus kaum jemals Beachtung (vgl. Eckert & Laver 1994:9), wenn es sich nicht gerade um eine Musikschule oder eine besonders gesangs- bzw. schauspielbegeisterte Familie handelt. Dabei könn(t)en wir einen Menschen unter tausenden allein an der Stimme erkennen - und doch ist die Stimme so wandelbar, so stark manipulierbar, dass es einem professionellen Stimmnutzer wie zum Beispiel einem Stimmimitator möglich ist, mehrere völlig verschiedene Stimmen prominenter Persönlichkeiten täuschend echt nachzuahmen (vgl. Eckert & Laver 1994:13).

Hinsichtlich der sozialen Wirkung unserer Stimmeigenschaften ist zu beachten, dass wir zwar mit anatomisch unabänderlich festgelegten Sprechwerkzeugen geboren werden, jedoch die Art, wie wir sie gebrauchen, zu einem großen Teil von sozialen und individuellen Faktoren abhängig ist. Der Mensch hat also genaugenommen nicht "die eine" Stimme, sondern viele verschiedene, oder wäre zumindest grundsätzlich in der Lage seine Stimme bewusst zu wählen und zu verändern (vgl. Eckert & Laver 1994:9).

Auch wenn, wie bereits erwähnt, unser physiologischer Stimmapparat immer gleich bleibt, stehen also dennoch viele Komponenten zur Variation der Stimme zur Verfügung. Um dies zu verdeutlichen wäre es ein guter Vergleich, sich die Stimme als einen „Körper“ vorzustellen. Je nach Situation können nun auf diesem Körper Jeans, Abendkleid oder Badeanzug getragen werden – das „Darunter“ bleibt gleich, die Wirkung ändert sich grundlegend (vgl. Zuta 2008:21). In diesem Sinne könnten sich (zukünftige aber auch praktizierende) DolmetscherInnen die Frage stellen, ob ihre Stimme denn die optimale Arbeitskleidung trägt, die den sicherlich erwünschten Anspruch auf Kompetenz, Professionalität und Vertrauenswürdigkeit vermittelt. Schließlich können DolmetscherInnen (vgl. Déjean Le Féal 1990) aufgrund ihrer Rolle als BerufssprecherInnen den Ausgangstext professionell und wenn nötig besser als die RednerIn, die ja nicht notwendigerweise eine BerufssprecherIn sein muss, wiedergeben. Konferenzdolmetscherin und Mitglied der AIIC (Association Internationale des Interprètes de Conférence) Vergara Bacci di Capaci bringt dies in ihrem Artikel in *Communicate*, dem Webzine der AIIC auf den Punkt:

You cannot choose your speaker, but your client may choose a different interpreter next time around! And, according to survey findings, delegates are more

inclined to believe that what you say is correct if it is delivered in a pleasant voice! (Vergara Bacci di Capaci 2007)

1.1.1 Nonverbale Kommunikation

Jeder Mensch erlernt in seiner Entwicklung von Kindesbeinen an die sozialen Konventionen des nonverbalen Verhaltens, und zwar mehr oder weniger parallel zum Spracherwerb (vgl. Laver 2002:281). Laver (2002) nennt die nonverbale Kommunikation auch „paralanguage“. Nonverbale Kommunikation beinhaltet unter anderem Gesten, Körperhaltung und –bewegungen, Gesichtsausdrücke, Blickverhalten und Augenkontakt sowie den Tonfall der Stimme (vgl. Laver 2002:280).

Die Aneignung von für die eigene soziolinguistische Gesellschaft passenden und relevanten verbalen und non-verbalen Kommunikationsfähigkeiten („skills“) ist also mehr als nur eine zur Kommunikation notwendige Ressource - der Mensch benötigt sie, um das ganze Spektrum seiner sozialen Beziehungen und somit die subtilen zwischenmenschlichen Nuancen entwickeln zu können, die ein normales Sozialleben ausmachen (vgl. Laver 2002:281). RezipientInnen beurteilen anhand des Sprachverhaltens also nicht nur die linguistische Botschaft, sondern auch die (vermeintlichen) Emotionen und Einstellungen der SprecherInnen.

Mit speziellem Fokus auf den Aspekt der non-verbalen Kommunikation beim Dolmetschen fassen auch Besson et al. (2005), Studentinnen an der Universität Genf, in ihrem im Webzine *Communicate* erschienenem Artikel zusammen, was unter non-verbaler Kommunikation zu verstehen ist, und wie diese vom Menschen interpretiert wird. Weiters gehen sie wie auch Jones (1998) darauf ein, dass gerade beim Simultandolmetschen die Bedeutung der non-verbalen Kommunikation nicht von vordergründiger Offensichtlichkeit ist, hier aber dennoch auch non-verbale Elemente zu beachten sind.

[M]any people would not perceive much non-verbal communication when a simultaneous interpreter works nearly invisibly in his booth – a very common image of interpretation in people’s minds. (Besson et al. 2005)

Wie Besson et al. (2005) weiters festhalten, ist es für den Laien ganz normal, beim Begriff „non-verbale Kommunikation“ zuallererst an die sogenannte Körpersprache oder den Gesichtsausdruck zu denken. Leicht kann vergessen werden, dass die non-verbale Kommunikation noch sehr viel mehr beinhaltet. Weitere non-verbale

(manchmal auch als extra-linguistisch bezeichnete) Merkmale, die RezipientInnen SprecherInnen aufgrund ihrer Stimme zuordnen, können beispielsweise die persönliche Identität, also Geschlecht, Alter, Status und sogar Gesundheitszustand etc. betreffen (vgl. Laver 2002:281). Auch die Prosodie einer sprachlichen Äußerung fällt in den Bereich der non-verbalen Kommunikation. Unter Prosodie versteht man die Gesamtheit aller spezifischen Eigenschaften des Sprechaktes, die über das wörtlich Gesagte hinausgehen (vgl. Schneider & Bigenzahn 2007:117). Die wichtigsten prosodischen Elemente hierbei sind die Sprechmelodie, das Sprechtempo, der Sprechrhythmus, die Lautstärke und der Stimmklang.

Besson et al (2005) betonen außerdem, dass in der Wissenschaft und Forschung bereits sehr viele Definitionen zur non-verbalen Kommunikation existieren, und geben folgende eigene an:

Non-verbal communication consists of all messages other than words that are used in communication. In oral communication, these symbolic messages are transferred by means of intonation, tone of voice, vocally produced noises, body posture, body gestures, facial expressions or pauses. (Besson et al. 2005)

Im Hinblick auf die Anmerkungen von Laver (vgl. 2002: 280ff) erscheint die von Besson et al. erstellte Definition als gute Basisdefinition, die man zur Untersuchung der (Stimm)qualität im Dolmetschen noch um einige aus der Phoniatrie und Logopädie entlehene Aspekte erweitern könnte. Jedoch erscheint es für die vorliegende Arbeit nicht als notwendig, den ohnehin zahlreich existierenden Definitionen noch eine eigene hinzuzufügen. An dieser Stelle sei lediglich betont, dass das Konzept der Stimmqualität eigentlich als ein **Überbegriff für mehrere Aspekte non-verbaler Kommunikation** dient. Die Aussage, die Stimmqualität sei ein non-verbaler Aspekt der Stimme, mag auf den ersten Blick wie ein Paradoxon anmuten, ist allerdings korrekt und wird bei Durchsicht dieses Abschnitts ersichtlich.

Eckert & Laver (1994) wie auch Besson et al. (2005) betonen, dass wir Menschen im Zweifelsfall die Information, die uns non-verbale Kommunikation übermittelt, über den semantischen Inhalt einer Botschaft stellen, da sie uns (in den allermeisten Fällen zu recht) verlässlicher erscheint. Widerspricht also zum Beispiel die verbale Botschaft („Was für ein leckeres Gericht“) der nonverbalen (z.B. angeekelt verzogenes Gesicht oder ironischer Tonfall), so werden sich die RezipientInnen dieser Aussage (vermutlich richtigerweise) eher auf die non-verbale Botschaft verlassen. Darüber hinaus zeigen SprecherInnen durch den Tonfall der Stimme an, wie sie

zu der von ihnen übermittelten Botschaft stehen. So ist in einer politischen Debatte allgemein ein engagierter bis wütend erregter Tonfall möglich, wohingegen NachrichtensprecherInnen in Radio oder Fernsehen einen neutraleren, faktischen Tonfall wählen werden (vgl. Besson et al. 2005). Der Tonfall der Stimme impliziert also die pragmatische Intention des Sprechers (vgl. Laver 2002:280).

Jones (1998) erklärt in seiner Einführung ins Simultandolmetschen anschaulich, wie non-verbale Aspekte der Kommunikation die Pragmatik einer Aussage bestimmen: „Certain forms of expression – understatement, hyperbole, irony, etc. – may be difficult or even impossible to reproduce in a different language in given circumstances without betraying the intentions of the speaker.“ (Jones 1998:4) Fällt in einer diplomatischen Delegation das Adjektiv „interessant“ für einen gewissen von einer anderen Delegation in Verhandlungen gebrachten Vorschlag, so kann dies alles Mögliche bedeuten, von „Der beste Vorschlag seit Monaten“ bis zu „Eine völlig absurde Idee“. Jones folgert daher, dass die DolmetscherInnen den RezipientInnen natürlich die tatsächlich gemeinte Botschaft, die sich im Original eben durch die Anwendung non-verbaler Elemente wie Intonation und Tonhöhe erschließt, zu übermitteln hat. Dies kann entweder durch umformulieren, eine kluge Wahl von Synonymen oder zumindest durch den passenden Tonfall der Stimme erfolgen (vgl. Jones 1998:4). Darüber hinaus ist zu beachten, dass die non-verbale Aspekte der Sprache von Kultur zu Kultur verschieden sein können (vgl. Laver 2002:282):

Just as with spoken language, the production and perception of paralinguistic behaviour in a culture other than one's own is not simply a process of mapping one's native patterns directly onto conversations in that other culture. Paralinguistic mistakes in both speaking and comprehending are possible and even probable. (Laver 2002:282)

Die non-verbale Kommunikation ist also wie auch die Stimme ein in vieler Hinsicht und für viele Disziplinen interessantes Thema, das unter anderem in der Psychologie sowie in der Sprach- und Kommunikationswissenschaft erforscht wird. Laver (2002) erwähnt, dass heute etwa 300 in verschiedenen wissenschaftlichen Bereichen beheimatete Zeitschriften Artikel über das Thema non-verbale Kommunikation veröffentlichen (vgl. Laver 2002: 280). Mittlerweile existiert sogar eine Zeitschrift, die sich ausschließlich diesem Themenbereich widmet, nämlich das Journal of Nonverbal Behaviour.

1.1.2 Wie entsteht Stimme?

Um Stimme – oder präziser gesagt lautsprachliche Zeichen – zu erzeugen, sind mehrere Organe unmittelbar peripher beteiligt. Die Organe zur Atmung (Respiration), zur Stimmgebung (Phonation) und zur Lautbildung (Artikulation) wirken bei der Entstehung von Stimme eng zusammen (vgl. Wendler & Seidner 1987:74).

Grob vereinfacht betrachtet entsteht die Stimme durch das Zusammenspiel der beiden Stimmbänder im Kehlkopf und den Vokaltrakten (den Ansatzräumen Rachen, Mundhöhle und Nasenhöhlen). Der Kehlkopf befindet sich vorne im Hals und ist bei Männern oft deutlich als sogenannter Adamsapfel zu erkennen. Die Stimmlippen, komplexe, im Kehlkopf befindliche Muskel- und Gewebeschichten sind gespannt. Ihre jeweilige Stellung kann durch Muskeln, Knorpel und Gelenke verändert werden. Die Glottis (Stimmlippenritze) ist die engste Stelle des Kehlkopfs. Sie wird zum Atmen durch Abduktion (Abspreizung) der entspannten Stimmlippen geöffnet, um Luft ein- und ausströmen zu lassen. Ein stimmhafter Ton wird erzeugt, wenn aufgrund der Atmung von der Lunge ausströmende Luft die Stimmlippen in Schwingung versetzt. Je entspannter die Stimmlippen sind, umso tiefer wird der Grundton des produzierten Tons, da die Stimmlippen in entspanntem Zustand langsamer schwingen. Sind sie hingegen angespannt, wird auch der produzierte Ton ein höherer. Der produzierte Ton wird daraufhin in den Vokaltrakten verändert und durch den Artikulationsapparat artikuliert (vgl. Wendler & Seidner 1987:74). Der Artikulationsapparat ist jener Teil des Vokaltraktes, der den zu erzeugenden Laut formt. Je nach zu bildendem Sprachlaut kommen die mehr oder weniger beweglichen Artikulationsorgane (Unterkiefer, Zunge, Lippen, weicher Gaumen, Zäpfchen, Rachen und Kehlkopf mit Stimmlippenritze/Glottis) zum Einsatz, (vgl. Schneider & Bigenzahn 2007:37), siehe auch Abbildung 2.

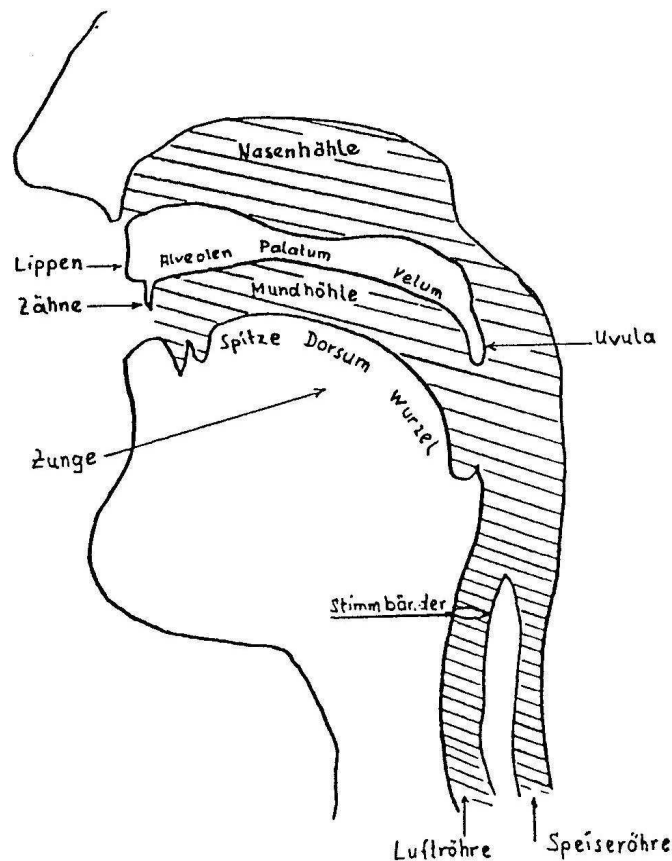


Abb. 2: Querschnitt der Artikulationsorgane (vgl. Vater 2002: 32)

Eine wichtige grundlegende Tatsache bei der Entstehung der Stimme ist, dass beim Sprechen derselbe Entstehungsmechanismus wie beim Singen zum Einsatz kommt, auch wenn die akustischen Effekte sehr unterschiedlich sind. Atmung, Stimmklangbildung und Lautbildung erfolgen bei der Sprechstimme wie auch bei der Singstimme gemäß der gleichen Prinzipien. Anders als beim Singen sind beim Sprechen jedoch weder eine bestimmten Tonhöhe noch bestimmte Tonstufen vorgegeben (vgl. Habermann 1986:133).

Auch wenn beim Sprechen keine bestimmten Tonhöhen vorgegeben sind, gibt es dennoch in jeder Sprache kulturell bedingte Gesetzmäßigkeiten in der Tonhöhenbewegung, und auch verschiedene Satzarten weisen in verschiedenen Kulturen unterschiedliche charakteristische Melodiekurven auf. So fällt beispielsweise die Tonhöhe beim Aussagesatz an dessen Ende tendenziell ab, während sie am Ende eines Fragesatzes deutlich ansteigt (vgl. Habermann 1986:133).

Die vorliegende Arbeit geht an dieser Stelle nicht auf weitere Details hinsichtlich der akustischen und physiologischen Grundlagen der Stimme sowie die heute allge-

mein vetretene myoelastisch-aerodynamische Theorie der Stimmbildung ein, da diese bei Michalek-Kurucz (2007) ausführlich dargestellt werden. Als weiterführende Einstiegsliteratur zu diesen Themen empfehlen sich zum Beispiel die bereits im Text erwähnten Werke von Böhme (1997) und Habermann (1986) sowie Luchsinger (1951).

1.1.3 Stimmqualität – was macht eine „gute / schöne Stimme“ aus?

Wie Michalek-Kurucz (2007) darstellt, gibt es in der Literatur sehr unterschiedliche Herangehensweisen an die Analyse von Stimmqualität. Sie bietet in ihrer Arbeit einen Überblick über verschiedene gängige Ansätze der Stimmqualitätsanalyse, wie zum Beispiel von Fährmann (1976), Abercrombie (1978), Poyatos (1993), und fasst zusammen, dass es offenbar keinen breiten Konsens hinsichtlich der Kategorisierung von Stimmqualität und ihren einzelnen Komponenten gibt; kommt jedoch zu dem Schluss, dass zumindest die drei Kriterien Tonhöhe, Lautstärke und Klangfarbe durchgehend Verwendung finden. Insbesondere das Kriterium Tonhöhe scheint besonders maßgeblich bei der Wirkung auf RezipientInnen, worauf in dieser Arbeit an späterer Stelle eingegangen werden soll (vgl. Michalek-Kurucz 2007:45f). Michalek-Kurucz hält fest, dass die Ansätze zur Herausarbeitung von Qualitätsmerkmalen der Stimme „je nach Untersuchendem eher physiologische, akustische, phonetische oder kommunikationswissenschaftliche Merkmale als Ausgangspunkt“ nehmen (Michalek-Kurucz 2007:45f). Dementsprechend weit reichen die Vorgangsweisen zur Messung und die Definitionen von Stimmqualität – von subjektiven Eindrücken der RezipientInnen wie in diversen Studien in der Dolmetschwissenschaft (siehe Abschnitt 2.2.1) bis hin zu rein objektiven, mechanischen Messungen z.B. der in Sekunden gemessenen Tonhaltefähigkeit (vgl. z.B. Schneider & Bigenzahn 2007:105ff; Böhme 1997:109ff).

In Hinsicht auf die oben erwähnten Tatsachen und in Bezugnahme auf Panconcelli–Calcia (1956) versucht Habermann (1986) ebenfalls abzugrenzen, was eine „gute“ Stimme ausmacht. Als Kriterien für die „gute Stimme“ werden z.B. genannt, dass die Stimme frei von Nebengeräuschen sein soll, in jeder Tonhöhe beliebig kräftig oder leise einsetzbar ist, weittragend, weich und anstrengungslos fließend sein soll. Darüber hinaus soll eine gute Stimme abgesehen von natürlicher physiologischer Müdigkeit nach langer Belastung keine pathologischen Erscheinungen im

Klang aufweisen. Je mehr sich eine Stimme diesem Ideal nähert, umso höher ist ihre Qualität einzustufen (vgl. Habermann 1986:140). Wendler & Seidner (1987) erwähnen darüber hinaus den Aspekt der Steigerungsfähigkeit, der gerade für Sprechbe-ruflerInnen relevant erscheint:

Eine gesunde und leistungsfähige Stimme muß in der Lautstärke steigerungsfä-hig sein. Das Maß der Steigerungsfähigkeit erlaubt Rückschlüsse auf das stimm-liche Leistungsvermögen, das bei Tauglichkeitsuntersuchungen für Berufe mit hoher Stimmbelastung und bei Vorliegen von Stimmstörungen einzuschätzen ist. Man läßt einen gespannten Text so laut wie möglich lesen oder treibt den Patien-ten zu bestimmten Ausrufen an [...]. Der Grad des Lauterwerdens läßt sich nach dem subjektiven Höreindruck zweckmäßigerweise ausdrücken als nicht schwach oder wenig (geringgradig), mittelgradig oder stark und sehr gut (hochgradig) stei-gerungsfähig. Gleichzeitig können die mittlere Sprechstimmlage und der Stimm-klang bei einem bestimmten Steigerungsgrad beschrieben werden. (Wendler & Seidner 1987:133)

Bedenkt man nun in Bezug auf diese Aussage, dass es gerade beim Konsektivdol-metschen vorkommen kann, dass in Räumen mit schlechter Akustik oder gar im Freien oder in Räumen mit lauten Nebengeräuschen (zum Beispiel im Rahmen von Betriebsbesichtigungen) gedolmetscht wird, so wäre das stimmliche Qualitätsmerk-mal der Steigerungsfähigkeit für den Dolmetschberuf sicherlich eine nähere Betrach-tung in der Dolmetschforschung wert.

Abbildung 3 bietet einen guten und detaillierten Überblick über die Qualitäten der gesunden, einsatzbereiten Stimme in Gegenüberstellung zu jenen der pathologi-schen, wie sie zum Beispiel im Falle einer funktionellen Dysphonie vorliegt.

Charakteristika	Normal	Krankhaft
Qualität	klar, kräftig	rauh, heiser, belegt, matt, verhaucht, kehlig, nasal
Mittlere Sprechstimmlage	dem Alter und Geschlecht entsprechend	zu tief oder zu hoch
Stimmumfang	weit und beweglich, der Situation angepaßt	eintönig, eingeschränkt oder aber übertrieben weit
Stimmstärke	müheless im Wechsel von laut zu leise	schwach, dünn; oder überwiegend zu laut, überhaupt nur laut
Leichtigkeit der Stimmproduktion	Gefühl, unbeschwert zu sein beim Singen und Sprechen	Ermüdungsgefühl bei längerem Singen und Sprechen
Resonanz	wohlklingend	flach (zu geringe Resonanz); nasal (zu viel Resonanz)
Atmung	freie, überwiegend Bauchatmung	Hochatmung (klavikulär); zu langes Sprechen auf einen Atemzug; oberflächliche, geräuschhafte Einatmung
Sprechgeschwindigkeit (zur Ökonomie der Atemabgabe)	unauffällig, mit Sinnpausen	zu langsam oder zu schnell
Stimmeinsätze	weich bis mäßig hart	sehr hart (Glottisschlag); undicht („wilde Luft“)
Ablauf der Stimmleistung	gleichmäßig, in allen Qualitäten dem Zweck angepaßt	Abbrechen der Stimme zum Falsett oder zum Flüstern; schwankend oder tonlos

Abb. 3: Charakteristika der gesunden und pathologischen Stimme (Habermann 1986:215)

Sicherlich eine der berühmtesten und bekanntesten (Sing)stimmen ist jene des Operntenors Enrico Caruso. Er litt immer wieder an Halsbeschwerden und so fertigte sein Laryngologe im Jahr 1911 Pneumogramme von Caruso zur Bestimmung seines stimmpathologischen Zustandes an, die Panconcelli-Calcia (1956) später analysierte und veröffentlichte. Die Ergebnisse dieser Untersuchung zeigen, dass Carusos Stimme in seinem sechsunddreißigsten Lebensjahr schon erheblich angegriffen und eine weitere Verschlechterung abzusehen war. Dennoch konnte er das Publikum zu dieser Zeit und auch noch wesentlich später mit seiner als schön wahrgenommenen

Stimme begeistern. Dies verdeutlicht sehr gut, dass die Konzepte der schönen (als angenehm, interessant, berührend empfundenen) und der guten (pathologisch unauffälligen, objektiv messbaren Qualitätskriterien entsprechenden) Stimme als sehr unterschiedlich anzusehen sind (vgl. Habermann 1986:140ff).

Man kann [...] feststellen, dass sich die Güte einer Stimme verstandesmäßig, die Schönheit einer Stimme dafür nur gefühlsmäßig begründen lässt. Die Schönheit einer Stimme ist kein absoluter Wert, weil sie ganz und gar abhängig ist von dem jeweiligen Kulturkreis und seinen stimmästhetischen Auffassungen [...]. (Habermann 1986:139)

Die vorliegende Arbeit bezieht sich aufgrund ihrer Thematik im Weiteren eher auf die psychologische und psycholinguistische Wirkung der Stimmqualität auf die RezipientInnen. In Bezug auf das Simultandolmetschen, bei dem sich die Kommunikation auf den auditiven Kanal beschränkt, hält Michalek Kurucz fest:

Die Einschätzung des Gesagten, die Wirkung der RednerIn auf die RezipientInnen ist in diesem Fall stark von der DolmetscherIn abhängig, die die gesamte Botschaft zielgerichtet und unter Beachtung von Kulturspezifika den RezipientInnen zugänglich macht. Auch wenn die RednerIn visuell (nonverbal nonvokal) und zum Teil auch auditiv (Tonhöhenvariation) wahrgenommen werden kann, wird der Gesamteindruck hauptsächlich anhand der Dolmetschung und dadurch über die Informationen, die das Medium der Stimme vermittelt, gebildet. (Michalek-Kurucz 2007:59)

1.2 Belastungen und Störungen der Stimme im Hinblick auf Berufsgruppen

In der medizinischen Stimmdiagnostik werden Berufe je nach ihren stimmlichen Anforderungen in vier Gruppen (Levels) unterteilt. Level I bezeichnet hierbei die am meisten belastete Berufsgruppe, die sogenannten Hochleistungs-Stimmberufe oder Elite Vocal Performers, wie z.B. SängerInnen oder SchauspielerInnen. BerufssprecherInnen oder Professional Voice Users werden auf Level II eingestuft. Die Qualitätsanforderungen an die Stimme sind bei diesen Berufsgruppen (z.B. LehrerInnen, PolitikerInnen) bei weitem nicht so hoch wie bei den Berufsgruppen in Level I, dennoch können bereits geringe Belastungen die berufliche Leistungsfähigkeit extrem einschränken oder den beruflichen Einsatz unmöglich machen (vgl. Koufman & Isaacson 1991).

Bei den beiden erstgenannten Berufsgruppen besteht eine erhöhte Prävalenz und Inzidenz von Stimmstörungen, weshalb es in der Logopädie und Phoniatrie in

jedem Fall angezeigt ist, eine umfassende Berufsanamnese durchzuführen (vgl. Böhme 1997:131). Auf Level III befinden sich die Nicht-BerufssprecherInnen oder Non-Vocal Professionals, wie etwa RechtsanwältInnen oder Geschäftsleute. Bei diesen in Level III genannten Berufsgruppen wird die Stimme zwar zur Ausübung des Berufes benötigt, jedoch muss schon eine schwere Dysphonie vorliegen, um eine berufliche Tätigkeit unmöglich zu machen. Level VI beinhaltet Berufe ohne Stimmbedarf oder Non-Vocal Non Professionals wie z.B. LaborantInnen oder BibliothekarInnen, bei denen eine Berufsausübung selbst bei schwerer Stimmstörung noch möglich ist (vgl. Koufman & Isaacson 1991). Vilkman (2000) gibt unter Bezugnahme auf die von Koufman & Isaacson (1991) entwickelten Levels der Stimmberufe die folgenden Prozentanteile für die Aufteilung von Stimmstörungen innerhalb ausgewählter Berufsgruppen an:

Prozentualer Anteil an der Gesamtzahl der in Stimmberufen Tätigen		Belastung	Qualität
Schauspieler, Sänger (0,3%)	Level I	hoch	hoch
Radio- und TV-Journalisten (0,2%)	Level II	mittel	hoch
Lehrer / Erzieher (16%) Telefonisten (0,9%) Telemarketing (1,4%) Priester (0,3%)	Level II	hoch	mittel
Bankangestellte, Versicherungs- und Vertriebspersonal (50%) Ärzte, Anwälte, Pflegepersonal	Level III	mittel	mittel

Abb. 4: Einteilung ausgewählter Berufe nach Belastung und Qualitätsanspruch hinsichtlich der Stimme (vgl. Vilkman 2000)

Interessant ist hierbei, dass Koufman & Isaacson (1991) bei der Einteilung der Berufe hinsichtlich ihrer stimmlichen Anforderungen die Berufsgruppe der DolmetscherInnen nicht ausdrücklich anführen. Auch Schneider & Bigenzahn (2007:5ff) erwähnen, dass Berufsgruppen wie LehrerInnen, Call-Center-Agents (TelefonistInnen), SängerInnen und SchauspielerInnen schon seit Jahren im Mittelpunkt des klinisch-

wissenschaftlichen Interesses der Phoniatrie stehen (2007:6f); eine Nennung des Dolmetscherberufes ist in diesem Zusammenhang (wie auch im Rest des Werkes) nicht vorhanden. Auch in den für die vorliegende Arbeit herangezogenen Werken von Habermann (1986), Böhme (1997), Eckert & Laver (1994) findet sich keine explizite Nennung des Dolmetschberufs – weder in Kapiteln zu Berufsdysphonien noch in Kapiteln zu Belastungstests, Prävention und Training. Es kann also vermutet werden, dass das Dolmetschen noch nicht in gebührendem Ausmaß als stimmintensiver Beruf anerkannt wird, was zumindest in der für diese Arbeit ausgewerteten Literatur der Fall zu sein scheint. Dabei kommt es vermutlich gerade beim Dolmetschen zu stimmlichen Belastungen, insbesondere beim Konferenzdolmetschen, wo ein Arbeitstag zahlreiche durchschnittlich halbstündige Abschnitte ununterbrochenen, eventuell sehr schnellen Redens bedeutet, oder beim Flüsterdolmetschen, das die Stimme durch ein Abgehen von der natürlichen Sprechlage (Indifferenzlage) intensiv belastet. Dies kann unter anderem zu Heiserkeit und Halsschmerzen bei der DolmetscherIn führen, was über einen längeren Zeitraum unbehandelt bzw. unter ungünstigen Umständen bis zur völligen Stimmlosigkeit führen kann, wie im nächsten Abschnitt erläutert wird. Böhme (1997) erläutert in diesem Zusammenhang, dass bei leisem und angestrengtem Flüstern die supraglottische Konstriktion zunimmt und längeres Flüstern daher eine größere Anstrengung als das Sprechen in der Indifferenzlage darstellt (vgl. 1997:182). Das angestrengte Flüstern wiederum würde sich zwangsläufig auf die Qualität der Dolmetschung auswirken, denn wie bereits festgehalten ist die Stimme im Dolmetschen das vorrangigste Kommunikationsmedium. So können sogar kleinste oder unwichtig scheinende Aspekte wie eine schlechte Intonation oder häufiges Räuspern dazu führen, dass die Dolmetschung als qualitativ nicht so hochwertig beurteilt wird. Daher sind Stimmprobleme beim Dolmetschen im besten Fall störend, oder verunmöglichen schlimmstenfalls die Berufsausübung. Somit könnten ernsthafte Erkrankungen des Stimmapparates auch in diesem Beruf verheerende Konsequenzen haben, was eine Nennung des Dolmetschberufes als Level II Professional Voice User (nach den Kriterien von Koufman & Isaacson 1991) und Erforschung des Faktors Stimme im Bereich Dolmetschen auch aus der medizinischen Perspektive theoretisch rechtfertigen könnte.

1.2.1 Berufsbedingte Belastungen und Krankheiten der Stimme

Krankheiten und Belastungen des Stimmapparates können auch entstehen, wenn keine organischen Veränderungen vorliegen. Allgemeinhin werden eine übermäßige Belastung der Stimme sowie eine schlechte Sprechtechnik als vordringliche Risikofaktoren genannt, ebenso Nikotin und Alkohol (wobei letzterer der Vollständigkeit halber genannt wird, und dessen Genuss während der Arbeitszeiten wohl in den allermeisten Berufssparten ohnehin nicht toleriert wird). Der technische Fortschritt und die Modernisierung althergebrachter Kommunikationsmedien führen zu neuen Kommunikationsweisen, was eine immer höhere Belastung und Beanspruchung der Stimme mit sich bringt. Ein insgesamt steigender Kommunikationsbedarf in der Gesellschaft, aber auch zunehmende Schadstoff- und Lärmbelastung in Arbeits- und Privatleben sowie ein allgemein ungesunder Lebenswandel sind weitere Faktoren, die uns buchstäblich die Stimme verschlagen (vgl. Schneider & Bigenzahn 2007:4, Böhme 1997:132; Habermann 1986:230ff). Typische Symptome sind Anstrengungsgefühl beim Sprechen, Heiserkeit, Trockenheitsgefühl im Hals, Halsschmerzen und Räusperzwang bis hin zum totalen Stimmversagen (vgl. Schneider & Bigenzahn 2007:4ff; Böhme 1997:134). Oftmals jedoch sind Stimmstörungen nicht ausschließlich als isolierte Veränderungen des Stimmapparates im Bereich des Kehlkopfs zu betrachten; auch psychosomatische Befunde können mit einer Stimmstörung in Verbindung stehen (vgl. Böhme 1997:131ff), siehe auch Abbildung 5.

Böhme nennt die folgenden medizinischen und psychosozialen Faktoren, von denen eine Berufsfähigkeit bei SprecherInnen und SängerInnen abhängt:

Medizinische und psychosoziale Faktoren

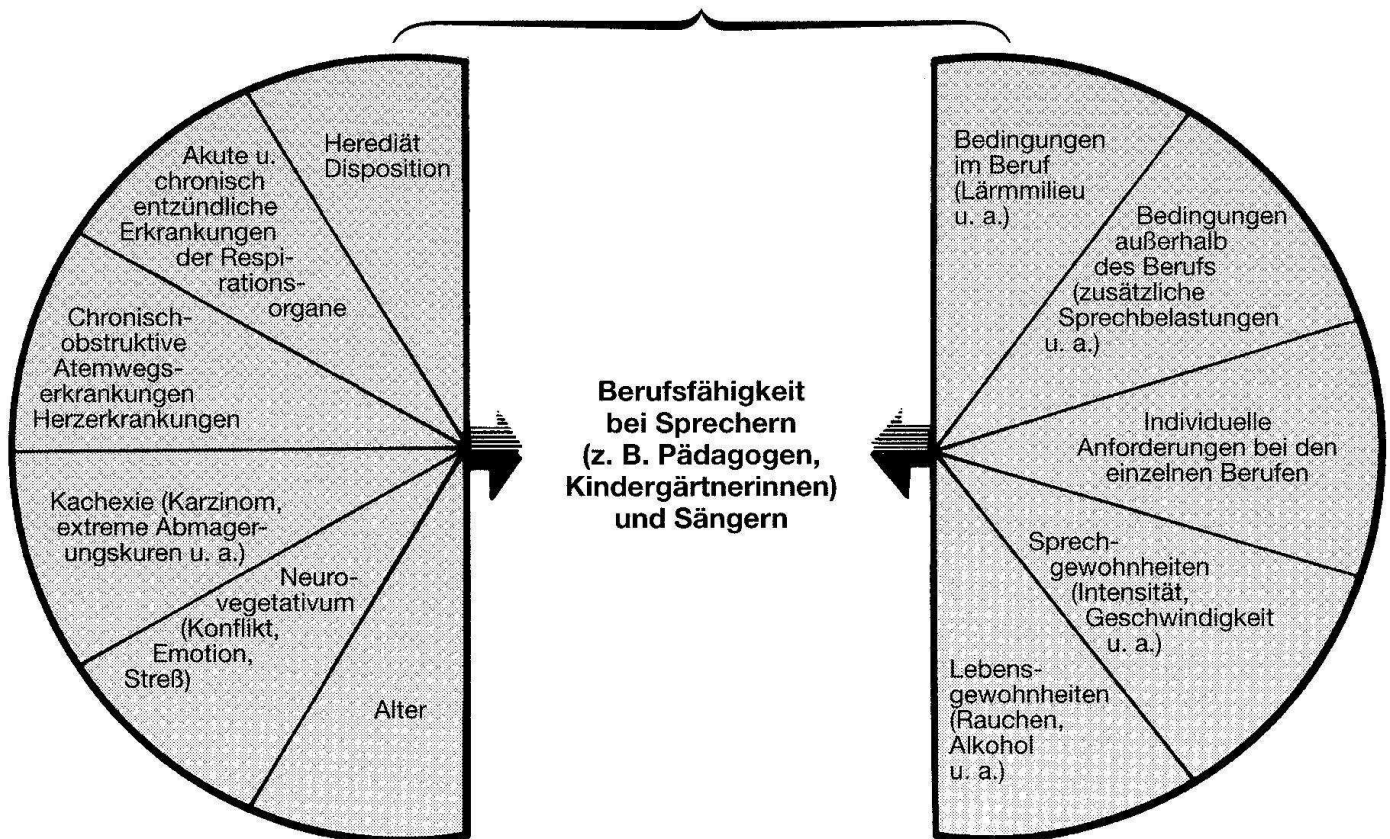


Abb. 5: medizinische u psychosoziale Faktoren: Berufsfähigkeit bei Sprechern und Sängern (Böhme 1997).

Ein und dieselbe Stimmstörung kann für zwei verschiedene Menschen je nachdem, welchen Beruf sie ausüben, ganz unterschiedliche Auswirkungen haben. Koufman (2008) verwendet zur Einteilung der Berufsgruppen nach ihrer stimmlichen Belastung und Qualitätsanforderung an die Stimme die bereits erwähnte vierstufige Skala, die auch in Europa zur Einstufung von PatientInnen herangezogen wird. Zu beachten ist, dass bei dieser Skaleneinteilung ausschließlich die beruflichen Aspekte berücksichtigt werden. Demnach können Personen mit bestehenden Stimmstörungen, die Berufe aus der Berufsgruppe IV ausüben, in ihrer Erwerbstätigkeit wenig bis gar nicht eingeschränkt sein und dennoch im Privatbereich großen Leidensdruck ob ihrer Krankheit erfahren (vgl. Koufman & Isaacson 1991).

Bedenkt man nun, dass mittlerweile rund 80% aller Berufsgruppen verbale Kommunikation als Arbeitsmittel verwenden, so ist es nur einleuchtend, dass hier eine zunehmende Bewusstmachung für das Thema Stimmstörungen und deren Prä-

vention erfolgen sollte (vgl. Schneider & Bigenzahn 2007:5). Stimmstörungen können gravierende berufliche und somit (volks-)wirtschaftliche Auswirkungen haben ; wobei in Zukunft die Zahl der Stimmstörungen tendenziell noch zunehmen wird, da sich in Industrienationen wie z.B. den USA die Volkswirtschaft von einer produzierenden Wirtschaft zu einer dienstleistungs- und informationsbasierten Wirtschaft wandelt (vgl. Koufman 2008).

Aus symptomatischer Sicht unterscheidet man die gesunde Stimme mit normalem Stimmklang, genannt Phonie oder Euphonie, vom gestörten Stimmklang mit jedoch noch erkennbarer harmonischer Struktur, genannt Dysphonie. Darüber hinaus existiert das Phänomen der Aphonie, also Stimmlosigkeit mit lediglich geräuschhafter Phonation ohne harmonische Grundstruktur. Durch die Berufsausübung bedingte Dysphonien werden in der Fachsprache „Berufsdysphonien“ genannt. (vgl. Schneider & Bigenzahn 2007:11, Böhme 1997: 111, Habermann 1986: 216).

Auch im klinischen Alltag werden Stimmstörungen mit dem Überbegriff „Dysphonien“ bezeichnet. Die am häufigsten auftretenden Symptome sind Heiserkeit, Einschränkungen der stimmlichen Belastbarkeit sowie Anstrengungsgefühle beim Sprechen und subjektive Missempfindungen (vgl. Schneider & Bigenzahn 2007:105). In der Medizin und Logopädie wird darüber hinaus zwischen funktionellen und organischen Stimmstörungen unterschieden (wobei die psychogenen Stimmstörungen zu den funktionellen gezählt werden). Funktionelle Stimmstörungen rühren von einer Dyskoordination im Bewegungsablauf des Stimmapparates her, wobei die sogenannte hyperfunktionelle Dysphonie, also eine Stimmstörung aufgrund von unökonomischem Stimmgebrauch durch z.B. lautes Sprechen mit wenig Pausen, bei weitem die häufigste ist. Organische Stimmstörungen hingegen können aufgrund genetisch bedingter oder aber auch durch Unfälle, Operationen etc. erworbene Abweichungen von der anatomischen Struktur des Kehlkopfs bestehen (vgl. Böhme 1997: 142ff; Schneider & Bigenzahn 2007:11f). Sowohl funktionelle wie auch organische Stimmstörungen können die Berufsausübung erschweren oder verunmöglichen. Abbildung 6 zeigt die Einteilung der Stimmstörungen nach Böhme (1997).

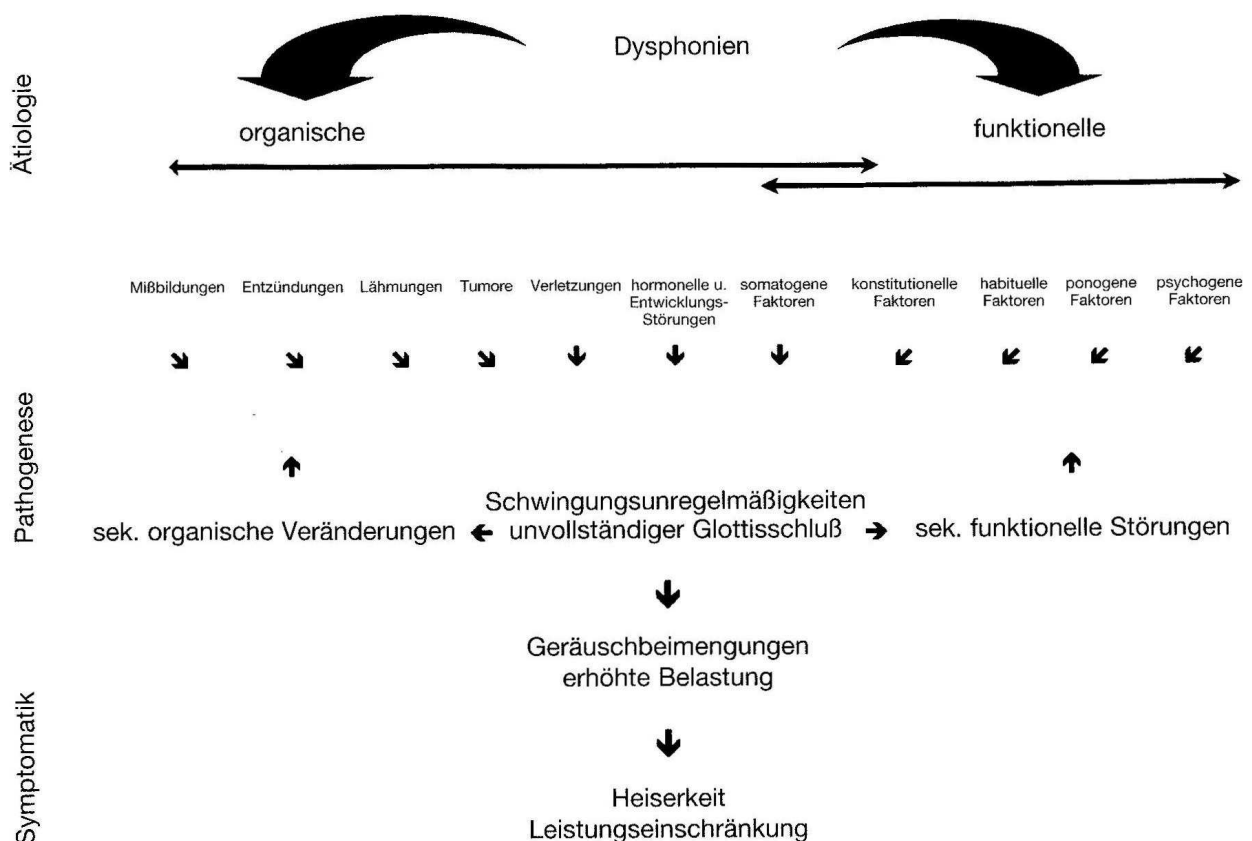


Abb. 6: Einteilung der Stimmstörungen (Böhme 1997: 132)

Im medizinischen Bereich wurden schon zahlreiche Studien zur Stimmbelastung bei zukünftigen professionellen StimmnutzerInnen durchgeführt – nach dem Wissensstand der Autorin widmete sich jedoch keine davon dem Berufsfeld Dolmetschen. Elias et al. (1977) beispielsweise untersuchten ausgebildete Sänger, Berger & Ettehad (1998) und Schneider & Bigenzahn (2000) sowie Vilkmann (2000) untersuchten Stimmstörungen bei (zukünftigen) PädagogInnen, insbesondere LehramtsstudentInnen und KindergärtnerInnen. Weitere Publikationen zu diesem Thema stammen z.B. von Schneider & Bigenzahn (2002 und 2005), Simberg et al. (2000).

Die im Jahr 2001 im Auftrag der AIIC, dem Internationalen Verband der KonferenzdolmetscherInnen, durchgeführte Studie zu beruflichen Belastungsfaktoren bei DolmetscherInnen untersucht die physiologischen Indikatoren Blutdruck, Herzfrequenz und Streßhormonspiegel im Laufe des Arbeitstages. Zur Stimmbelastung hingegen wurde bedauerlicherweise nicht geforscht, obwohl vermutlich ebenso interessante Ergebnisse erzielt werden hätten können.

1.2.2 Indices zur Ermittlung des Schweregrades einer Stimmstörung

Der Schweregrad einer (Berufs)dysphonie kann mithilfe apparativer Diagnostik ermittelt werden, zuerst jedoch wird üblicherweise in einem freien ÄrztIn – PatientIn Gespräch eine grundsätzliche Bestandsaufnahme vorhandener Symptome unternommen. Dieses Gespräch, auch Exploration genannt, ist die am häufigsten angewandte psychodiagnostische Methode (vgl. Wendler & Seidner 1987:94). Laut Hirano (1981) kann durch das geübte Ohr der MedizinerIn sogar schon schlicht nach dem Anhören der Sprechstimme der Betroffenen eine erste Diagnose erfolgen:

The human ear has a surprising capability to identify and discriminate varying sound complexes. One can often identify the speaker simply by listening to the voice. Well-trained voice clinicians are frequently able to determine the causative pathologies on the basis of the psycho-acoustic impression of abnormal voices [...] This appears to be analogous to the auscultation of heart sounds and respiratory sounds by physicians. (Hirano 1981:81)

Danach kann eine Einteilung nach Schweregrad durch die Anwendung verschiedener Indices erfolgen. Schneider & Bigenzahn (2007) beziehen sich bei ihren Ausführungen zur Bestimmung von Berufsdysphonien auf Jacobsen et al. (1997), die 1997 den sogenannten Voice Handicap Index (VHI) für den amerikanischen Sprachraum einführten, der heute auch in einer deutschen Übersetzung (VHI-D) vorliegt. Er enthält 30 Fragen bzw. Aussagen zu funktionellen, physischen und emotionalen Aspekten der jeweils vorliegenden Stimmprobleme. Mithilfe dieses Index bewerten die Betroffenen selbst, inwieweit sie sich in ihrer Stimmnutzung eingeschränkt fühlen; die Antwortmöglichkeiten reichen von 0 (= nie) bis zu 4 = (immer). Der VHI dient als Diagnoseinstrument, das den behandelnden PhoniaterInnen bzw. LogopädInnen zuverlässige Rückschlüsse auf den Schweregrad der Stimmstörung erlaubt. (vgl. Schneider & Bigenzahn 2007:150).

Eine andere Methode zur Ermittlung des Schweregrades einer Stimmstörung ist der Dysphonie-Index nach Friedrich (1998), der auf der Basis klinischer Erfahrungen und internationaler Literatur zu diesem Thema erstellt wurde (vgl. Schneider & Bigenzahn 2007:148). Der Index nennt die Parameter Heiserkeit, Stimmumfang, Stimmdynamik, Tonhaldedauer und kommunikative Beeinträchtigung; wobei für diese mit unterschiedlichen Methoden zu messenden Merkmale auf einer Skala in vier Einheiten von 0 bis 4 Punkten der jeweilige Istzustand eingetragen wird (siehe Abbildung 7). Die daraus errechnete Summe der Gesamtpunktezahls wird durch 5 geteilt

und ergibt sodann den Index-Wert, der über den Schweregrad der Stimmstörung Auskunft gibt, wobei gilt: Je höher der Wert, umso schwerwiegender ist die Ausprägung der Störung.

		0 Punkte	1 Punkt	2 Punkte	3 Punkte
Heiserkeit	Index	0	1	2	3
Stimmumfang	HT	>24	24-18	17-12	<12
Stimmdynamik	dB(A)	>45	45-35	34-25	<25
Tonhaltedauer	s	>15	15-11	10-7	<7
Kommunikative Beeinträchtigung	Index	0	1	2	3
Dysphonie-Index ($\Sigma/5$)					

Abb. 7: Abbildung Dysphonie-Index nach Friedrich

1.2.3 Tauglichkeit, Stimmtraining und Prävention

Eine gesunde Stimme ist bei normaler Umgangslautstärke pro Tag mindestens sechs bis acht Stunden belastbar. Ermüdungszeichen nach Belastungsphasen solcher Länge sind als physiologisch anzusehen, treten die Erschöpfungsanzeichen jedoch nach kürzerer Belastungsdauer auf, sollte diagnostisch und therapeutisch interveniert werden. (Schneider & Bigenzahn 2007:18f)

Schneider & Bigenzahn (2007) erwähnen zur Selbsteinschätzung von Stimmproblemen durch die Betroffenen, dass oftmals sehr geringe funktionelle oder organische Auffälligkeiten mit einem hohen Leidensdruck einhergehen, während Patienten andererseits in manchen Fällen trotz ausgeprägter organischer Veränderungen nur geringe subjektive Einbußen haben. Sie empfehlen daher, die subjektive Selbsteinschätzung der stimmlichen Situation der Betroffenen bei der Therapieplanung mit einzubeziehen. Die Selbstevaluation der PatientInnen erfolgt über visuelle Analogskalen (vgl. Schneider & Bigenzahn 2007:149).

Darüber hinaus weisen Schneider & Bigenzahn (2007) darauf hin, dass es in Österreich keine gesetzlichen Vorgaben für stimmliche Tauglichkeitsuntersuchungen im Rahmen von Eignungstests (z.B. bei PädagogikstudentInnen) gibt, und dass die

Einrichtung solcher wünschenswert wäre². Bei solchen Tauglichkeitsuntersuchungen könnte fachlich überprüft werden, ob die BewerberInnen die konstitutionellen und funktionellen Voraussetzungen im Bereich des Stimm- und Sprechapparates für einen Stimm bzw. Sprechberuf mitbringen. Darüber hinaus könnten somit beim Bestehen leichter Beeinträchtigungen berufsbedingte Dysphonien durch Präventionsmaßnahmen vermieden werden, was gerade im Pädagogikbereich in Anbetracht der dort weitverbreiteten Stimmprobleme und -Erkrankungen nicht zuletzt auch volkswirtschaftlich sinnvoll sein könnte. Es existieren jedoch bereits einige Studien zu stimmlichen Auffälligkeiten bei zukünftig in Stimm- und Sprechberufen Tätigen (siehe auch Abschnitt 1.2.1).

Anhand von Stimmbelastungstests können Ausdauer und Belastungsfähigkeit der Stimme objektiv überprüft werden (vgl. Schneider & Bigenzahn 2007:105, Böhme 1997: 115). Auch Habermann weist ausdrücklich darauf hin, dass es für junge Menschen ideal wäre, wenn sie mithilfe von Tauglichkeitstests „schon vor ihrer Berufswahl ihre stimmliche Eignung für den erwählten Sprechberuf prüfen“ könnten – was natürlich wünschenswert, aber doch schwer realisierbar erscheint (vgl. 1986:214). Wissenschaftliche und klinische Erfahrungen liegen bisher nur für Belastungstests der Sprechstimme vor, Belastungstests für SängerInnen sind noch in der Erprobungsphase (vgl. Schneider & Bigenzahn 2007:105ff).

Ebenso wie Koufman & Isaacson (1991) und Böhme (1997) stellen auch Schneider & Bigenzahn (2007) fest, dass Stimmprobleme bei Sprechberufen im Zunehmen sind, wobei gleichzeitig immer mehr Berufe eine gut belastbare Stimme voraussetzen. Als für einen Stimm- bzw. Sprechberuf tauglich gelten all jene Personen, die ohne laryngeale (Larynx = Kehlkopf) Auffälligkeiten über eine gut steigerungsfähige Stimme mit maximalen Schalldruckpegeln über 90 dB, sowie einen Tonhöhenumfang der Singstimme von mindestens zwei Oktaven mit guter Belastbarkeit der Stimme verfügen (vgl. Schneider & Bigenzahn 2007:18ff).

Zur Prävention von Stimmstörungen ist es für BerufssprecherInnen - und natürlich in noch höherem Ausmaß für SängerInnen – grundsätzlich angezeigt, die im Abschnitt 1.2.1 genannten Risikofaktoren (Nikotin, Alkohol, Umgebungslärm, Überbeanspruchung) so gut es geht zu meiden. Zusätzlich nennt Habermann (1986) die wichtigsten aus medizinischen und insbesondere phoniatischen Erfahrungswerten

² vgl. Schneider & Bigenzahn (2007:19), Böhme (1997:180), Vilkmann (2000)

und Erkenntnissen abgeleiteten Gesichtspunkte zur Pflege und Erhaltung der Stimme, die im Folgenden überblicksmäßig wiedergegeben sind.

So wird BerufssprecherInnen empfohlen, Muskelkontraktionen der Hals- und Nackenmuskulatur zu vermeiden. Dies kann nämlich dazu führen, dass der Kehlkopf hochgezogen wird, was wiederum den Rachen verengt und eine optimale Resonanz der Stimme unmöglich macht. Weiters ist jede Überbelastung durch zu lauten, zu langen, oder zu hohen Stimmeinsatz zu vermeiden (vgl. Habermann 1986:235ff). Die Atmung soll ökonomisch und ohne Zwang erfolgen, wobei zu beachten ist, dass auch ohne Verspannung genügend Luft zur Verfügung stehen soll. Zu Tagesbeginn sollten BerufssprecherInnen und SängerInnen die Stimme mit geeigneten Stimmübungen einsprechen bzw. aufwärmen (vgl. Habermann 1986:240ff).

Besteht bereits eine funktionelle Stimmstörung bzw. der Verdacht auf eine solche, erfolgt meist eine Stimm- und/oder Sprachtherapie. Diese zielt darauf ab, die gestörte Sprech- und/oder Singstimme zu normalisieren und zumindest wieder belastungsfähig zu machen, wobei ein ästhetisch schöner Stimmklang nicht immer als von ausschlaggebender Bedeutung für das Behandlungsergebnis gelten muss (vgl. Böhme 1997:180).

2 Stimme und Dolmetschen

Um einen Eindruck zu Stimmuntersuchungen in verschiedenen Forschungsbereichen zu vermitteln, wird über eine Auswahl von Forschungen zum Thema Stimme und Sprache in verschiedenen Disziplinen wie etwa Kommunikationswissenschaft, Phonetik und Medizin berichtet, die von ihrer Themenstellung her zu der in der vorliegenden Arbeit behandelten Gender-Thematik passend erschienen.

Danach folgt ein Überblick über die Qualitätsforschung im Dolmetschen, im Rahmen derer Stimme in den allermeisten Fällen als eines der qualitätsdefinierenden Kriterien aufscheint.

Weiters wird ausführlich auf die Stimme in der (empirischen) Dolmetschforschung eingegangen. In diesem Zusammenhang sollen kurz die Problematik und die Herausforderungen in Bezug auf den Qualitätsbegriff beim Dolmetschen behandelt werden. Der darauffolgende Teil ist jenen empirischen Studien gewidmet, die sich intensiver auf das Thema Stimme und Dolmetschen bzw. Aspekte der Stimme wie Intonation oder Redeflusspausen im Zusammenhang mit dem Dolmetschen konzentrieren. Zuletzt werden in Auswertung der zuvor behandelten Studien Überlegungen zu Forschungsdesideraten zum Thema Stimme und Dolmetschen formuliert.

2.1 Stimme und Stimmqualität in verschiedenen Forschungsgebieten

Als erster großer Forschungsbereich zum Thema Stimme ergibt sich jener der Medizin, wobei die bereits im ersten Kapitel erwähnte Disziplin der Phoniatrie und Logopädie einen wichtigen Platz einnimmt. Sie untersucht die Sprachentwicklung sowie Sprach- und Sprechstörungen, die aus verschiedensten Gründen, wie etwa durch Veränderungen des Kiefer- und Zahnsystems oder nach chirurgischen Eingriffen im Kopf-Hals-Bereich entstehen können (vgl. Böhme 1997:59f). Des Weiteren beschäftigt sich die Phoniatrie unter anderem mit Redeflussstörungen wie dem Stottern und diversen organischen und funktionellen Stimmstörungen. Ein Fachgebiet, das sich mit der Phonetik überschneidet, ist die Otolaryngologie oder Hals-Nasen-Ohren-Heilkunde. Sie befasst sich vorrangig mit den Erkrankungen und Verletzungen von Rachen, Kehlkopf, Luft- und Speiseröhre, der oberen Luftwege und Nebenhöhlen sowie der Ohren. Die Otolaryngologie befasst sich darüber hinaus auch mit der

Stimmproduktion und deren Untersuchung. Diese Untersuchungen erforschen anhand vielfältiger Methoden beispielsweise die Funktion, aber auch die Störungen der bei der Sprachproduktion beteiligten Organe wie Kehlkopf, Stimmbänder etc. (vgl. Böhme 1997:63f). Da in der vorliegenden Arbeit jedoch das Augenmerk eher auf der Wirkung der Stimme, und nicht den medizinischen Aspekten liegen soll, werden im Weiteren eher Studien aus Phonetik, (Kommunikations-)Psychologie, und Soziolinguistik vorgestellt.

Weitere Untersuchungsbereiche zum Thema Stimme, insbesondere auch im Hinblick auf den Gender-Aspekt, sind die (Kommunikations-)Psychologie und die Soziolinguistik, zwei Forschungsdisziplinen, die Hand in Hand gehen.

Ein Name, der bei der Auswertung der kommunikationswissenschaftlichen Literatur zum Thema der Wirkung der Stimme sehr häufig aufscheint, ist jener von Scherer, der in mehreren international anerkannten Studien zur psychologischen Stimmwirkung geforscht hat und entsprechend zahlreiche wissenschaftliche Artikel und Veröffentlichungen zu diesem Thema vorweisen kann. Der von Scherer (1982) herausgegebene Band *Vokale Kommunikation. Nonverbale Aspekte des Sprachverhaltens* bietet einen breit gefächerten Einblick in die non-verbale Kommunikation.

Scherer (1982) selbst forscht zur Persönlichkeitsinferenz aufgrund von stimmlichen Eigenschaften, und kommt in seiner Untersuchung zu dem Ergebnis, dass die Persönlichkeitseigenschaften Gewissenhaftigkeit und emotionale Stabilität anscheinend zu Stimmen attribuiert werden, die als warm und resonant angesehen werden, wobei bei emotionaler Stabilität noch zusätzlich das Kriterium der relativen tiefen Stimmtonlage genannt wird. Im Gegensatz dazu werden Extrovertiertheit und Durchsetzungsfähigkeit attribuiert, wenn die Stimme als laut und scharf, wenig behaucht und dunkel wahrgenommen wird (vgl. Scherer 1982: 197f). Da beispielsweise das Kriterium Gewissenhaftigkeit sicherlich als positives Qualitätsmerkmal für eine Dolmetschleistung gesehen werden könnte, könnte es von Interesse sein, in Anknüpfung an die von Scherer erzielten Ergebnisse weiter mit Bezug auf die DolmetscherInnenstimme in diese Richtung zu forschen.

Eine weitere Untersuchung von Scherer (1972) beleuchtet den Einfluß unterschiedlicher Sprachintensität auf die Wahrnehmung der RezipientInnen, wenn die Lautstärke gewisser Schlagwörter mechanisch manipuliert wurde, wobei er zu dem Schluss kommt, dass die mit Betonung auf erfolgsbezogene („success emphasis“)

Schlagwörter manipulierten Versionen nach einmaligem Anhören besser bewertet werden als jene, bei denen die Betonung auf dem Mißerfolg („failure emphasis“) liegt (vgl. Scherer 1972: 163). Eine derartige Manipulation könnte auch in der Dolmetschforschung herangezogen werden, um herauszufinden, ob sich durch gezielte Betonung bestimmter Schlagworte bessere Qualitätsbewertungen erzielen lassen.

Generell ließen sich aus Scherers Werken sehr viele Ansätze zur Erforschung der Stimmqualität und Stimmwirkung in der Dolmetschwissenschaft ableiten. Der von Scherer gemeinsam mit Rosenthal & Harrigan (2005) herausgegebene Band zu Methodologien zur Erforschung non-verbalen Verhaltens kann in diesem Hinblick zur weiteren Inspiration dienen.

Als Beispiel einer aktuellen Studie zur Kommunikationspsychologie mit Berücksichtigung des Gender Aspekts soll hier auf die Studie von Kreiner et al. (2004) hingewiesen werden. Kreiner et al. stellten die Hypothese auf, dass RezipientInnen sich Wörter, die von einer Person des gleichen Geschlechts wie jenem der RezipientIn vorgelesen werden, besser merken. Diese Hypothese konnte in der Studie von Kreiner et. al nicht bestätigt werden (vgl. 2004:4), könnte aber in Hinblick auf die in der vorliegenden Arbeit angestellten Überlegungen zu möglichen Forschungsdesideraten bei RezipientInnen von Dolmetschungen nochmals überprüft werden. So wäre es z.B. interessant zu erfahren, ob sich RezipientInnen (evtl. nach einer gewissen Zeit) an in einer Dolmetschung gebrachte Aussagen besser erinnern können, wenn das Geschlecht der DolmetscherIn mit jenem der RezipientIn kongruent bzw. nicht kongruent ist.

Eng mit der Kommunikationspsychologie verknüpft ist, wie bereits erwähnt, die Soziolinguistik, die ebenfalls ein ergiebiges Feld für Forschungen zu Stimme und Sprechverhalten unter Berücksichtigung des Gender-Aspekts darstellt. Das unterschiedliche Sprechverhalten von Frauen und Männern wurde zwar bereits relativ früh untersucht, siehe z.B. Jespersen (1923). Ein regelrechter Boom zu dieser Thematik setzte jedoch ab den 1970er Jahren ein. Ausgelöst durch die feministische Bewegung und zunehmendes Interesse an der Soziologie im Allgemeinen finden sich zahlreiche Studien, z.B. Labov (1970), Kramer (1975) und Aronovitch (1976), und Werke z.B. Lakoff (1973), Eakins (1978) und Adler (1978), die sich mit Untersuchungen der Unterschiede von weiblicher und männlicher Sprachverwendung und Sprechakten unter besonderer Berücksichtigung von Machtstrukturen, Stereotypen und kulturellen

Prägungen beschäftigen. Für einen recht aktuellen Überblick zum Thema Sprache und Gender sei hier der von Coates (1998) herausgegebene Sammelband erwähnt, in dem Arbeiten zu vielen verschiedenen Aspekten der genderspezifischen Sprachverwendung vorgestellt werden, von empirischen Studien zu Unterschieden in Aussprache, Wortwahl und Grammatikverwendung bis hin zu theoretischen Diskussionen zu Machtverhältnissen in der spezifischen Kommunikationssituation zwischen Mann und Frau oder des Kommunikationsverhaltens von Frauen in der Gesellschaft.

Der nächste große Forschungsbereich zum Thema Stimme ist die Phonetik. Im Bereich der Phonetik existiert eine große Anzahl von Studien zu verschiedensten Aspekten der Stimme, wie zum Beispiel Prosodie, Sprachstörungen, Sprachsignalverarbeitung sowie Studien zu Charakteristika einzelner Sprachen etc. An dieser Stelle sollen einige Studien aktuelleren Datums genannt werden, die sich von ihren Forschungsansätzen, Hypothesen und Ergebnissen her in der ein- oder anderen Weise zur Dolmetschforschung in Bezug bringen lassen.

Hinsichtlich der Angenehmheit der Stimme ist hier zum Beispiel Zuta (2007) zu nennen, die zur Attraktivität der Stimme forscht. Sie untersucht, welche phonetischen Kriterien erfüllt sein müssen, damit weibliche Rezipientinnen Männerstimmen als attraktiv wahrnehmen (vgl. Zuta 2007:1837). Sie kommt entgegen der Ausgangshypothese, dass tiefere Männerstimmen als attraktiver bewertet würden, zu dem Ergebnis, dass sogar Stimmen mit mittlerer oder hoher Grundfrequenz als attraktiv bewertet werden können. Darüber hinaus zeigt sich in ihrer Analyse, dass eine Kombination verschiedener Parameter existiert, aufgrund derer RezipientInnen einen guten oder schlechten Eindruck der Stimme gewinnen. Sie kommt zu dem Schluss, dass eine gute Modulation der Sprache und angemessen kurze Pausen die Attraktivität der Stimme erhöhen. Als der Attraktivität abträglich erwiesen sich eine nasale Sprechweise und zu lange Zögerpausen im Redefluss (vgl. Zuta 2007:1840).

Koremann (2006) untersucht die Wahrnehmung von Sprechgeschwindigkeit beim spontanen Sprechen, und stellt die Hypothese auf, dass RezipientInnen bei der Beurteilung einer SprecherIn von ihrem eigenen Sprechstil ausgehen, was sich in seinem Versuch jedoch nicht bestätigt. Die von Koremann geäußerte Hypothese könnte auch für das Dolmetschen einen Ansatz zu Forschungen bieten. So könnten beispielsweise RezipientInnen einer Dolmetschung hinsichtlich ihres eigenen

Sprechverhaltens untersucht werden, und danach bei der Beurteilung der Dolmetschung Rückschlüsse gezogen werden, ob RezipientInnen die selbst tendenziell eher schnell sprechen, eine höhere Geschwindigkeit der Dolmetschung besser beurteilen als eher langsam sprechende RezipientInnen.

Van Dommelen & Moxness (1995) untersuchen in ihrer Studie, inwieweit RezipientInnen physiologische Eigenschaften wie Größe und Gewicht von SprecherInnen aufgrund deren Stimme korrekt ableiten können. Dies sind im Hinblick auf das Dolmetschen keine ausschlaggebenden Faktoren, interessant hierbei ist jedoch, dass sie in ihrer Untersuchung den Gender-Aspekt berücksichtigten und herausfanden, dass das Geschlecht ein wichtiger Faktor bei der korrekten Einschätzung der SprecherInneneigenschaften ist. So waren es interessanterweise vorwiegend die männlichen Rezipienten, die das tatsächliche Gewicht und die Größe der männlichen Sprecher richtig schätzen konnten. Bei den weiblichen Sprecherinnen hingegen konnten weder von den weiblichen noch von den männlichen Versuchspersonen zutreffende Schätzungen abgegeben werden. Für das Dolmetschen könnte in diesem Zusammenhang zum Beispiel die Frage gestellt werden, ob männliche Rezipienten aufgrund der Stimme auch andere, nicht physiologische Eigenschaften einer SprecherIn anders einschätzen und bewerten als weibliche Rezipientinnen, und ob Gender in diesem Zusammenhang eine Rolle spielt oder nicht. Diese Fragestellung ginge bereits in Richtung der im nächsten Abschnitt angesprochenen Thematik zu Gender und Dolmetschen in der Qualitätsforschung.

Braun & Wagner stellen die Frage, ob Stimmqualität sprachabhängig sei (vgl. Braun & Wagner 2002:298). In Bezug auf die auf das Dolmetschen bezogene Aussage von Cartellieri (vgl. 1983), dass manche Parameter zur Messung der Stimmqualität sprachabhängig sein müssen, ist ihre Studie sicherlich erwähnenswert. Braun & Wagner untersuchten Sprecher aus drei verschiedenen Sprachgruppen, nämlich einer deutschen, einer polnischen und einer italienischen Gruppe von Versuchspersonen, und konnten aufgrund ihrer Ergebnisse die Hypothese, dass in verschiedenen Kulturen sprachspezifische Unterschiede der Grundfrequenz der Stimme bestehen, unterstützen (vgl. 2002:298). Ein weiteres wichtiges Ergebnis ihrer Studie ist der sprachspezifische Unterschied hinsichtlich der Rauigkeit der gesunden Stimme (vgl. Braun & Wagner 2002: 307). Da durch sorgsame Auswahl der Versuchspersonen gewisse negativ stimmbeeinflussende Faktoren wie z.B. Pathologien oder ho-

her Alkohol- und Nikotinkonsum ausgeschlossen werden konnten, kommen Braun & Wagner zu dem Schluss, dass die von ihnen festgestellten sprachspezifischen Rauigkeitsunterschiede in den Stimmen durch kulturelle Stereotype der jeweiligen Sprachen entstehen (vgl. Braun & Wagner 2002: 309).

Eine weitere interessante Studie relativ aktuellen Datums aus dem Bereich der Phonetik behandelt das Thema Sprachverständlichkeit ('intelligibility'), das sicherlich auch für das Dolmetschen und die Dolmetschwissenschaft relevant ist. Hazan & Markham (2002) untersuchen die Wahrnehmung von Eigenschaften der SprecherInnen bei Erwachsenen und Kindern³. Sie leiten ihren Artikel mit der Feststellung ein, dass die deutlich divergierende Verständlichkeit von verschiedenen SprecherInnen in der Audiologie, Sprachtechnologie und in der forensischen Phonetik ein allgemein bekanntes Faktum ist, und dass diese Variationen von SprecherIn zu SprecherIn in der Praxis einige Probleme mit sich bringen. So können zum Beispiel sprachaudiometrische Testergebnisse von PatientInnen je nach im standardisierten Testverfahren eingesetzter SprecherIn deutlich variieren.

Hazan & Markham halten die für wohl alle Sprechberufe hochinteressante Information fest, dass die aktuelle Lehre noch weit von einem Verständnis, welche akustischen Eigenschaften die Verständlichkeit einer SprecherInnenstimme nun eigentlich ausmachen, entfernt sei, und dass die Wissenschaft noch lange nicht so weit sei, eine hohe oder niedrige Verständlichkeit einer SprecherInnenstimme anhand akustischer Parameter vorherzusagen (vgl. Hazan & Markham 2002: 118). Bezieht man diese Fakten auf den Bereich des Konferenzdolmetschens, so ist dies aus mehreren Perspektiven von Interesse. Selbstverständlich betrifft die Sprachverständlichkeit in diesem Rahmen in erster Linie die RezipientInnen, könnte aber auch für DolmetscherInnen relevant sein, die vielleicht im Rahmen der Qualitätssicherung und/oder Fortbildung ein (objektiv messbares, nicht subjektives) Feedback über ihre Verständlichkeit sehr schätzen würden. Auch den zuständigen Tontechnikern würden dahingehende neue Erkenntnisse vermutlich ihre Arbeit erleichtern. Es besteht also in der Wissenschaft kein Konsens darüber, welche akustischen Eigenschaften mit Sprachverständlichkeit korrelieren. Dennoch halten Hazan & Markham Folgendes

³ Da die SprecherInnenperzeption bei Kindern für das Dolmetschen abgesehen vom Community Interpreting wenig relevant sein dürfte, wird hier auf den entsprechenden Teil der Untersuchung nur in aller Kürze eingegangen.

fest: „Amongst global characteristics, the effect of gender has been most prominent“.
(Hazan & Markham 2002: 118)

So stellten Bradlow et al. (1996), auf deren Versuch Hazan & Markham (2002) aufbauen, fest, dass bei einem Experiment mit zehn weiblichen und zehn männlichen Versuchspersonen die Gruppe weiblicher Sprecherinnen gegenüber den Männern eine deutlich höhere durchschnittliche Verständlichkeitsrate erzielte. Darüber hinaus wurden die vier besten Beurteilungen für Verständlichkeit von vier weiblichen Versuchspersonen erzielt; die vier schlechtesten Bewertungen gab es bei den Männern. Bedauerlicherweise basierten diese besonders im Hinblick auf den Gender-Aspekt sehr interessanten Ergebnisse wie oben erwähnt auf einer verhältnismäßig kleinen Anzahl von Versuchspersonen und sollten mit einer größeren Gruppe von SprecherInnen weiter untersucht werden.

Hazan & Markham selbst untersuchten in ihrem Experiment daher eine größere Gruppe von insgesamt 45 erwachsenen Versuchspersonen: 18 weibliche und 15 männliche Erwachsene sowie sechs Mädchen und sechs Jungen im Alter von elf bis zwölf Jahren, um verlässlichere Rückschlüsse auf die „speaker variability“, also sprecherInnenspezifische Variationen und die Auswirkungen von Gender und Alter der SprecherIn auf die Sprachverständlichkeit zu erhalten. Zur Gewährleistung der grundsätzlichen Vergleichbarkeit entstammten alle Versuchspersonen einer homogenen Akzentgruppe. Insgesamt wurde das Experiment mit 135 RezipientInnen durchgeführt: 45 Erwachsene, 45 Kinder im Alter von sieben bis acht Jahren und 45 Kinder im Alter von elf bis zwölf Jahren. Über die genaue Gender-Ratio bei den adolescenten RezipientInnen wird keine Information gegeben (vgl. Hazan & Markham 2002: 118f), es ist jedoch anzunehmen, dass bei den erwachsenen RezipientInnen wie schon in der Gruppe der SprecherInnen ein relativ ausgewogenes Verhältnis angestrebt und verwirklicht wurde.

In der Diskussion der Resultate der Untersuchung von Hazan & Markham (vgl. 2002:123) wird deutlich, dass analog zu den von Bradlow et al. (1996) erzielten Forschungsergebnissen auch hier die weiblichen Sprecherinnen im Durchschnitt eine bessere Verständlichkeit aufwiesen. Dies trifft auch bei den Kindern als RezipientInnen zu, wodurch das Experiment von Bradlow et al. noch um diesen Aspekt erweitert wurde.

Die durchschnittlich höhere Verständlichkeitsrate bei weiblichen Sprecherinnen im Vergleich zu männlichen Sprechern ist also auch in der Studie von Hazan & Markham (2002) zu beobachten. Dafür zeigen die von ihnen erzielten Ergebnisse verglichen mit Bradlow et al. (1996) allerdings eine weitaus höhere Varianz innerhalb der SprecherInnengruppe: Sowohl bei den besten wie auch bei den schlechtesten Bewertungen zur Verständlichkeit sind Männer- und Frauenstimmen gleichermaßen vertreten. Hazan und Markham selbst scheinen überrascht über diese Resultate, und merken an: „Overall, the lack of a sizeable gender effect is a striking feature of the data set.“ (Hazan und Markham 2002: 123)

Eine weitere von Hazan & Markham (2002) gemachte Beobachtung könnte (indirekt, da sie in erster Linie eigentlich die Rezeptionsfähigkeit adoleszenter RezipientInnen beleuchtet) ebenfalls für das Dolmetschen von Bedeutung sein: Sie geben als eines der interessantesten Ergebnisse die Tatsache an, dass sich bei den durch die verschiedenen Altersgruppen vorgenommenen Verständlichkeits-Rankings für die SprecherInnen eine hohe Konsistenz feststellen lässt, und schließen daraus: „This suggests that intelligibility is little influenced by listener-related factors and that it is primarily determined by acoustic characteristics of the speaker’s production.“ (Hazan & Markham 2002: 123) Hierbei soll nicht die Tatsache, dass die Kinder mit den erwachsenen RezipientInnen anscheinend übereinstimmen, hervorgehoben werden. Vielmehr soll das Augenmerk auf die Tatsache gelenkt werden, dass es für das Dolmetschen und somit für professionelle DolmetscherInnen eventuell vorteilhaft ist, dass rezipientInnenabhängige Faktoren nur wenig Einfluss auf die Sprachverständlichkeit haben. Somit könnte eventuell der Schluss gezogen werden, dass DolmetscherInnen als professionelle KommunikationsmittlerInnen wiederum einen Aspekt der Stimmqualität, zu denen das Kriterium „Verständlichkeit“ gezählt werden darf, selbst in der Hand haben und durch entsprechendes fachliches Stimm- und Sprechtraining ihren Output hinsichtlich Sprachverständlichkeit, die nach den Ergebnissen von Hazan & Markham offenbar **nicht** genderabhängig ist (vgl. 2002:123), optimieren könnten.

An dieser Stelle soll in aller Kürze ein faszinierendes Anwendungsgebiet der Phonetik, nämlich die Forensik, erwähnt werden. In der Forensik werden kriminelle Handlungen identifiziert, analysiert und rekonstruiert. Im Bereich der Stimme be-

schäftigt sich die Forensik (z.B. Nolan 1997, Rose 2002, Hollien 1990 und 2002) unter anderem mit sogenannten Voice Prints. Diese Voice Prints sind akustische Muster, die sowohl anatomische, also gegebene, wie auch erlernte Charakteristika wie z.B. Tonhöhe der Stimme beschreiben und klassifizieren. Sie sind je nach SprecherIn ebenso einzigartig wie Fingerabdrücke und ermöglichen es durch den Einsatz moderner Technologien, eine SprecherIn eindeutig zu identifizieren. Auch wenn hier kein direkter Bezug zum Dolmetschen hergestellt werden kann, könnten die Technologien und Methodologien forensischer Stimmuntersuchungen dazu geeignet sein, bei der Optimierung der technischen Output-Aspekte der Stimmqualität beim Dolmetschen (wie etwa Entfernung der Störgeräusche, technische Interferenzen beim Relay-Dolmetschen etc.) zu helfen. Dies würde eher in den Aufgabenbereich des zuständigen Tontechnikers bzw. jenes Unternehmens, das die Dolmetschkabinen herstellt und vermietet, fallen, soll aber in Anbetracht des Strebens, den Prozess des Dolmetschens als möglichst ganzheitliches Kommunikationsereignis mit all seinen Aspekten und allen beteiligten Akteuren zu erfassen, hier Erwähnung finden.

Abschließend ist zu sagen, dass die hier genannten Forschungen lediglich einen kleinen Einblick in die schier unerschöpflich scheinende Thematik Stimme und Sprache vermitteln, aber keinesfalls als vollständige Darstellungen des jeweiligen Forschungsbereiches anzusehen sind.

2.2 Stimme und Dolmetschen

Viele Menschen nehmen die eigene Stimme ganz anders wahr, als sie in Wirklichkeit klingt. Oft ist es wirklich erstaunlich, wie "anders" die eigene Stimme in Audioaufnahmen klingt. Für manche grenzt es beinahe an Folter die eigene Stimme hören zu müssen, da sind auch DolmetschstudentInnen keine Ausnahme. Es ist jedoch in der Tat so, dass wir unsere Stimme beim Sprechen (in der Kabine, aber auch generell) niemals so hören, wie sie von unseren ZuhörerInnen wahrgenommen wird. Dies ist anatomisch bedingt, da wir unsere Stimme zum Teil von innen hören, weil unser Gewebe und unsere Knochen den Schall direkt vom Kehlkopf zu den Ohren weiterleiten (vgl. Eckert & Laver 1994:10). Die besagten Audioaufnahmen zeigen die Stimme so, wie auch die RezipientInnen der Dolmetschung sie hören (würden), und hier könnte eine Bewusstseinsbildung für das Arbeitswerkzeug Stimme ansetzen.

Somit gestalten sich im Dolmetschstudium die ersten paar Male, bei denen man zwecks Feedback die eigene Dolmetschleistung zu hören bekommt, eher unangenehm. Die Stimme klingt unerwartet fremd, zu monoton (weil auf die inhaltliche Richtigkeit fokussiert) oder im Gegenteil zu hektisch, fragend oder gar mitten im Satz verbbend. Die ersten „Gehversuche“ bei der Bewältigung einer für das Gehirn völlig neuen kognitiven Aufgabe sind schwierig genug, und so verkommt die Stimme vor lauter Konzentration auf das Neue zur Nebensächlichkeit. Natürlich geht es am Anfang eher um das Verstehen und Vermitteln der Botschaft, doch später, mit zunehmender Übung, wird der formale Aspekt wieder wichtiger, und die DolmetscherInnen möchte nun eventuell am Feinschliff der Präsentation arbeiten. Stimme und Sprechweise stellen mit all ihren Facetten wie Intonation, Tonhöhe, Geschwindigkeit einen wichtigen Aspekt der Dolmetschung dar, wenngleich, wie im folgenden Abschnitt dargestellt wird, keine wirkliche Einigkeit unter DolmetscherInnen und RezipientInnen darüber besteht, wie wichtig der Faktor Stimme wirklich ist.

KonferenzdolmetscherIn und AIIC Mitglied Vergara Bacci di Capaci (2007) nennt die Stimme und das Gehör „the tools of our trade“ und kritisiert, dass in der Vergangenheit an vielen Universitäten und Instituten der Rolle der Stimme und dem Zusammenspiel von Stimme und Gehör in der Dolmetschausbildung nur sehr wenig Platz in den Lehrplänen eingeräumt wurde. Sie betont weiters, dass sich die Situation während der letzten zehn bis fünfzehn Jahre zwar verbessert habe, jedoch tendenziell eher grundlegende Kurse wie etwa Rhetorik angeboten würden und es nach wie vor an tiefergehender Vermittlung von Stimm- und Sprachbildung mangle. Darüber hinaus widerspricht Vergara Bacci di Capaci der von einigen ihrer KollegInnen geäußerten Ansicht, dass Stimmtraining nur für SängerInnen und für SchauspielerInnen relevant, für das Dolmetschen jedoch erlässlich sei, es sei denn, es bestünden akute Stimmprobleme. Sie gibt zu bedenken, dass das Dolmetschen ein breitgefächertes Tätigkeitsfeld ist, in dem in manchen Arbeitsbereichen wie zum Beispiel in der Politik oder in der Wirtschaft nicht nur der Inhalt, sondern auch die formalen Aspekte der Kommunikation von hoher Wichtigkeit sind.

But what about career-conscious politicians or any of today's VIPs for whom elocution is as important as execution? You can be sure that any image consultant looking to build a successful career will not forget voice coaching! (Vergara Bacci di Capaci 2007)

Dieser von Vergara Bacci di Capaci (2007) im Hinblick auf die Praxis erwähnte Aspekt könnte eventuell anregen, jenen gesteigerten Wert auf Stimmbildung und Stimmtraining im Dolmetschen zu legen, der diesen eigentlich zugeschrieben werden sollte.

2.2.1 Überblick Qualitätsforschung im Dolmetschen

Der weltweit steigenden Kommunikationsbedarf stellt qualitätsbewusste DolmetscherInnen vor die Herausforderung, sich durch Professionalisierung eine starke Position auf dem globalen Kommunikationsmarkt zu sichern. Professionalisierung bedeutet (messbare und für den Kunden nachvollziehbare) Qualitätssicherung, und dies wiederum verlangt nach Kriterien zur möglichst einheitlichen Bewertung von Qualität. Cartellieri stellte bereits 1983 fest, dass noch viel zur Entwicklung verlässlicher Qualitätskriterien getan werden müsse, und dass manche dieser Qualitätskriterien auf die jeweilige Arbeitssprache bezogen werden müssten (vgl. 1983: 210). Pöchhacker nennt die Qualitätsforschung als sehr ergiebigen Forschungsbereich (2005: 143); Moser-Mercer bezeichnet das Konzept der Qualität im Dolmetschen als oft diskutiert und doch wenig erkundet (vgl. 1996:43). Kahane (2000) fest, dass wir in einer Zeit leben, die von Qualitätskontrolle geradezu besessen ist. Pradas Macías (2006) spricht von weitläufig verwendeten und doch unzureichend definierten Kriterien zur Untersuchung der Qualität im Simultandolmetschen (vgl. 2006:39) und stellt klar, dass keine gemeinhin akzeptierten Definitionen für einige der vielverwendeten Parameter zur Qualitätsbewertung, wie z.B. auch für das von ihr untersuchte Kriterium der fluency of delivery („Flüssigkeit des Vortrags“⁴), existieren (vgl. Pradas Macías 2006:26). Darüber hinaus hält auch sie fest, dass die Qualität im Dolmetschen mittlerweile eher als ein relativer denn als absoluter Wert betrachtet wird (vgl. Pradas Macías 2006:25).

Die Qualitätsforschung ist eine relativ junge Disziplin in der Dolmetschwissenschaft. Erst seit rund 20 Jahren wird in der Dolmetschwissenschaft auf diesem Gebiet geforscht (vgl. Pöchhacker 2001: 410, Kahane 2000), wobei sich ein charakteristisches, auch als ‘paradigm’ (Paradigma) bezeichnetes Forschungsmodell heraus-

⁴ ÜS P.B

kristallisiert hat (vgl. Pöchhacker 2005: 143), und für das die empirischen Untersuchungen von Bühler (1986) und Kurz (1989, 1993) den Grundstein gelegt haben. Auf diese Studien wird an späterer Stelle noch näher eingegangen. Das in der Dolmetschforschung vertretene Paradigma bezieht sich auf ein Forschungsmodell der Befragung von DolmetscherInnen und RezipientInnen⁵ nach ihren Qualitätserwartungen und Präferenzen (vgl. Pöchhacker 2005: 143). Aufbauend auf den Untersuchungen von Bühler (1986) und Kurz (1989; 1993) wurde dann auch dazu übergegangen, nicht mehr ausschließlich die Erwartungen der DolmetscherInnen und RezipientInnen untersucht, sondern RezipientInnen gebeten, eine oder mehrere tatsächliche Dolmetschungen zu bewerten (vgl. z.B. Collados Àls 2002, Pradas Macias 2006 u.a.).

In jedem Fall ist das Konzept „Qualität“ aufgrund seiner Vielschichtigkeit ein sehr komplexer Forschungsgegenstand, und in jedem Fall kommt die Stimme als eines der qualitätsdefinierenden Kriterien für dolmetschwissenschaftliche Untersuchungen in Frage. Tatsächlich wird der Faktor Stimme von zahlreichen ForscherInnen in ihre Untersuchungen miteinbezogen. Im Folgenden werden die Besonderheiten und Problematiken, die im Dolmetschen mit der Erforschung, Messung und Vereinheitlichung von Qualität einhergehen, näher beleuchtet.

Zu Beginn von Überlegungen zum Thema Qualität könnten die folgenden drei grundlegenden Fragen gestellt werden, nämlich:

WAS macht eine qualitativ hochwertige Dolmetschung aus?

WER erbringt diese Dolmetschung?

Qualitativ hochwertig FÜR WEN?

Aus diesen Überlegungen ergäbe sich die vierte Frage:

WIE soll das Konzept der Qualität untersucht werden?

Diese Überlegungen beruhen auf den Erkenntnissen und Schlussfolgerungen namhafter ForscherInnen in der Dolmetschwissenschaft, auf deren Ansätze zur Qualitäts-

⁵ In der englischsprachigen Fachliteratur für gewöhnlich als „user“ bzw. „end user“ bezeichnet (vgl. z.B. Kurz 1989;1993, Moser 1995, Pöchhacker 2005).

forschung bzw. zur Entwicklung des Konzeptes Qualität nun näheres Augenmerk gelegt werden soll.

Was macht also eine qualitativ hochwertige Dolmetschung aus? Pöchhacker (2001) hält in Zusammenhang zum Thema Qualität fest:

Those who would evaluate quality in interpreting 'across the board' are faced with the fact that interpreting is not a single invariant phenomenon but a (more or less professionalized) activity which takes different forms in different contexts. Therefore, the concept of quality cannot be pinned down to some linguistic substrate but must be viewed also at the level of its communicative effect and impact on the interaction within particular situational and institutional constraints. (Pöchhacker 2001:421)

Auch Kahane (2000) schreibt, dass der mangelnde Konsens unter DolmetscherInnen und RezipientInnen hinsichtlich dem Konzept der Qualität die Qualitätsbewertung erschwert, und empfiehlt daher, eine umfassende Klassifikation oder Typologie der verschiedenen Dolmetscharten zu erstellen (vgl. Kahane 2000).

Moser-Mercer (1996) vertritt die Auffassung, dass zuerst das Produkt bzw. die Dienstleistung zu definieren ist, bevor eine Definition des Qualitätsbegriffs stattfindet, und hält fest, dass zwar eine Definition der AIIC (1994) für den Beruf der DolmetscherIn vorliegt, der Begriff „Dolmetschen“ jedoch nicht definiert wurde (vgl. 1996:44). Moser-Mercer verwendet in Zusammenhang mit der Qualitätsforschung den Begriff der "optimum quality":

Optimum quality in professional interpreting implies that an interpreter provides a complete and accurate rendition of the original that does not distort the original message and tries to capture any and all extralinguistic information that the speaker might have provided subject to the constraints imposed by certain external conditions. (Moser-Mercer 1996 : 44)

Auch Pöchhacker ist der Ansicht, dass die Wahrnehmung von Qualität im Auge des Betrachters liegt und aus verschiedenen, subjektiven Perspektiven betrachtet werden kann (vgl. 2001: 413).

Moser Mercer bezieht sich mit dem Begriff "external conditions" (äußere Umstände/Bedingungen)⁶ auf die oftmals widrigen, sich teilweise sehr spontan ergebenden und unvorhersehbaren Umstände wie z.B. ein schwer zu verstehender Akzent der RednerIn oder schlechtes technisches Equipment, die die Erbringung einer optimalen Qualität unmöglich machen, und fügt daher die Ergänzung hinzu: "Optimum

⁶ ÜS: P.B.

quality is the quality an interpreter can provide if external conditions are appropriate.” (Moser-Mercer 1996 : 44)

Wie Moser Mercer weiters festhält, sollte von der Vorstellung, dass Dolmetschen ausschließlich eine durch den Output bewertbare, von äußerlichen Bedingungen unabhängige Dienstleistung sei, abgegangen werden:

It would seem to me that interpreting should be categorized as a service that is provided to those who do not understand a message delivered in the original language. This broadens the notion of interpreting and ensures that quality is not seen in the narrow and abstract sense as something only inherent in the message delivered. (Moser-Mercer 1996 : 45)

Auch Kurz (1993) betont ausdrücklich, dass für die in ihrer vergleichenden Studie erzielten Ergebnisse die wichtige Rolle der Situationalität und des thematischen Kontexts zu beachten ist (vgl. Kurz 1993 :20).

Zur Frage, wer eine qualitativ hochwertige Dolmetschung erbringt, muss zuerst eine Definition für die „erfolgreiche“ DolmetscherIn gefunden werden. Kahane (2000) beispielsweise bietet eine, wie er selbst angibt, vereinfachte Definition zur Aufgabe der DolmetscherIn, die hier dennoch Erwähnung finden soll, da sie eine gute Ausgangsbasis bietet. Zusammengefasst besagt seine Definition, dass es die Aufgabe der DolmetscherIn ist, Kommunikation zwischen SprecherInnen und RezipientInnen zu ermöglichen. Er fügt hinzu, dass daher jene Dolmetschung, die diesen Zweck am besten erfüllt, per definitionem die beste Qualität bieten würde, erläutert jedoch selbst, dass die tatsächliche Situation komplexer gelagert ist. (vgl. Kahane 2000) Cartellieri hält in diesem Zusammenhang fest: „Very often, a good interpreter is two quite different people, being one thing to a conference participant and another to a colleague.“ (Cartellieri 1983: 213)

Es kann darüber hinaus festgehalten werden, dass unter vielen AutorInnen wichtiger Texte und Studien zur Qualitätsforschung (u.a. Gile 1995, Kahane 2000, Collados Aïs, Pöchhacker) Einigkeit darüber besteht, dass die DolmetscherIn in den Präsentationsstil der SprecherIn eingreifen darf und eine Einhaltung der SinnTREUE zum Ausgangstext nicht unbedingt bedeutet, dass die Botschaft vollständig wiedergegeben werden muss.

Vor der Untersuchung der Qualitätsmerkmale bedarf es der Klärung der Frage, wer die Zielgruppe der Forschung sein soll. Was erwartet wird, und was als qualitativ voll erachtet wird, ist letztendlich eine subjektive Wahrnehmung. Daher wäre zu ent-

scheiden, ob die Forschung auf die RezipientInnenperspektive oder auf die DolmetscherInnenperspektive abzielt (vgl. Moser-Mercer: 1996:46, Pöchhacker 1994: 123, Kahane 2000). Moser-Mercer (1996) hält fest, dass die Qualität einer Dolmetschleistung noch aus anderen Blickwinkeln betrachtet werden könnte - nämlich nicht nur ausschließlich aus jenem der DolmetscherInnen oder RezipientInnen, sondern auch durch Einschätzungen von Drittparteien wie die KonferenzorganisatorInnen bzw. die KollegIn in der Kabine (vgl. Moser-Mercer 1996: 46)

In Weiterführung dieser Überlegungen wäre zu hinterfragen, für wen die Dolmetschung erbracht werden soll. Kopczynski (1994) bringt einen weiteren wichtigen Aspekt zu den verschiedenen Perspektiven, aus denen eine Dolmetschung beurteilt werden kann, ein: Die Unterscheidung zwischen SprecherIn und HörerIn, laut Kopczynski beides ‚user‘ einer Simultandolmetschung. Bei der Durchsicht der englischsprachigen Literatur, in der häufig mit dem Begriff „user“ für das deutsche „RezipientInnen“ gearbeitet wird, fällt auf, dass diese im Deutschen so klare Unterscheidung ein wenig unter den Tisch fällt. Dabei könnte sie auch für Überlegungen hinsichtlich einer vielleicht zukünftig zu unternehmenden Untersuchung des Gender-Aspekts von Bedeutung sein, herrscht doch leider nach wie vor das Klischee, dass Frauen „zu wortreich“ und „weitschweifig“ sprechen, und Männer schlecht zuhören können (vgl. Kramer 1977). Somit ist das englische Wort „user“ gleichzeitig praktisch und trügerisch ist, denn wie erwähnt, wäre es sinnvoll, zwischen „speaker“ und „listener“ zu unterscheiden, da diese vermutlich divergierende Qualitätsansprüche haben. Der deutsche Begriff RezipientIn lässt allerdings mehr an eine HörerIn denn an eine SprecherIn denken.

Hinsichtlich der Tatsache, dass zwar sowohl RezipientInnen wie auch DolmetscherInnen Einigkeit bezüglich gewisser Qualitätskriterien zeigen, bei anderen jedoch deutlich unterschiedliche Reihungen vornehmen, führt Kahane (2000) an: „The amazing thing is that there is no such consensus“. In Anbetracht der oben genannten Überlegungen jedoch scheint die Tatsache, dass die RezipientInnen nicht dieselbe Gewichtung der Qualitätskriterien wie DolmetscherInnen vornehmen, nicht erstaunlich. Die vorliegende Arbeit schließt sich der Auffassung unter anderem von Kurz (1989) und Moser-Mercer (1996) geäußerten Ansicht, dass nicht automatisch von den Erwartungen der DolmetscherInnen auf jene der RezipientInnen geschlossen werden kann und sollte, an.

Legt man den Gedanken der unterschiedlichen Qualitätserwartung von Laien und ExpertInnen auf einem bestimmten Gebiet auf andere Berufsgruppen um, ergibt sich vermutlich ein ähnliches Bild. Ein hypothetisches Beispiel: Eine Chirurgin führt erfolgreich eine komplizierte Notoperation an einem Unfallopfer durch. Auch hier kann nicht automatisch angenommen werden, dass die Chirurgin, die als Fachfrau eine komplexe Leistung erbringt, und das Unfallopfer dieselbe Leistungserwartung haben. Dem Unfallopfer wäre es vermutlich gleich, ob das Resultat durch diesen oder jenen Fachgriff erzielt wurde, Hauptsache das Ergebnis ist zufriedenstellend. Die Chirurgin hingegen wird ihre Leistung vielleicht kritischer betrachten, sich überlegen ob eine verbleibende Narbe nicht durch eine andere Operationstechnik kleiner gehalten hätte werden können, und auch die KollegInnen der Chirurgin, die aufgrund ihres Fachwissens z.B. über alternative Vorgehensweisen Bescheid wissen, beurteilen ihre Leistung eventuell strenger. Dieses Beispiel soll die Analogie des Unfallopfers als Laie und der Chirurgin als ExpertIn veranschaulichen. Dasselbe ist eventuell für die RezipientInnen einer Dolmetschung, die letztendlich in den allermeisten Fällen translationswissenschaftlich Laien sind, und den DolmetscherInnen als TranslationsexpertInnen anzuwenden. Mit dieser Analogie soll nicht impliziert werden, dass Laien grundsätzlich anspruchslos seien, im Gegenteil. Vielleicht halten sie ganz andere, bis dahin vielleicht noch nicht genug beleuchtete Aspekte für ungleich wichtiger, was wiederum interessante neue Fragestellungen für die Forschung mit sich bringen könnte. In der Praxis kommt es vermutlich ebenso manchmal vor, dass Laien gerade ob des fehlenden Hintergrundwissens unreflektiert unmöglich erbringbare Leistungen fordern – ein Phänomen, das sicher ExpertInnen aus vielen Fachgebieten nicht unbekannt ist.

Zur Frage, wie die Qualität einer Dolmetschung erforscht werden kann, empfiehlt Moser Mercer (1996), als nächsten Schritt herauszuarbeiten, welchem Zweck die Qualitätsbeurteilung dienen soll – ob zur Ermittlung von korrekt angewandter Terminologie oder um der DolmetscherIn eine Selbsteinschätzung zu ermöglichen, ob ihre C-Sprache⁷ wirklich die Anforderungen für ein C-Level erfüllen (vgl. Moser-Mercer 1996: 46). Gleichzeitig betont sie jedoch: „Obviously, it cannot be in our interest to advocate one way of analyzing quality, given the multitude of perspectives,

⁷ Im Fachbereich Dolmetschen werden jene Arbeitssprachen als C-Sprachen bezeichnet, die DolmetscherInnen ausreichend beherrschen, um sie in ihre Muttersprache zu dolmetschen. Ein sogenanntes „retour“, also das Dolmetschen in die Fremdsprache, wird bei den als C-Sprachen angegebenen Arbeitssprachen im Regelfall nicht geboten. Eine DolmetscherIn kann eine oder mehrere C-Sprachen als Arbeitssprachen haben.

settings and questions researchers are interested in.“ (Moser-Mercer 1996: 46) Diese Einstellung vertritt zum Beispiel auch Pöhhacker (vgl. 2001:421). Moser Mercer kritisiert außerdem:

Some of the problems we can discern in studies on quality in interpreting are a direct consequence of the failure to make precisely these distinctions, where methods are chosen that are not appropriate to the questions asked. (Moser-Mercer 1996: 47)

Es existieren daher zahlreiche verschiedene methodologische Ansätze für empirische Studien zur Erforschung der Dolmetschqualität, wobei die Befragung den am häufigsten gewählten und produktivsten darstellt (vgl. Pöhhacker 2001: 414).

Bei der Erstellung des Forschungsdesigns bieten sich mehrere Möglichkeiten, zum Beispiel die Qualitätsbewertung als Feldforschung. Dabei können etwa die RezipientInnen nach Ihrer Zufriedenheit mit der gesamten Dolmetschung oder einem bzw. mehreren Teilaspekten befragt werden. Zur Untersuchung messbarer, objektiver Qualitätsaspekte (wie zum Beispiel ausgelassene Jahreszahlen in einem geschichtlichen Text oder Zahlenposten in der Dolmetschung eines Finanzberichtes) eignen sich Laborexperimente. Soll jedoch eine Untersuchung aus der pädagogischen Perspektive erfolgen, etwa, wie sehr der Einsatz eines bestimmten pädagogischen Instruments Einfluss auf die Leistung der StudentInnen hat, so können Qualitätsänderungen über einen gewissen Zeitraum beurteilt werden (vgl. Moser-Mercer 1996: 47).

Zum Thema Qualität beim Dolmetschen existiert bereits eine beachtliche Menge an Literatur. Wie aus den obigen Ausführungen hervorgeht, beschäftigen sich u.a. insbesondere Collados Aïs (1998), Gile (1989) Moser-Mercer (1996), mit der theoretischen und praktischen Untersuchung des Konzepts der Qualität. Auch zur befragungsbasierten Qualitätsforschung existieren mittlerweile zahlreiche Studien (z.B. Kurz 2001 a, 2003; Pöhhacker 2001). In der vorliegenden Arbeit liegt das Hauptaugenmerk auf fragebogenbasierten Studien zu Qualitätskriterien und der Qualitätserwartung von KonferenzdolmetscherInnen und RezipientInnen.

Um einen zeitlichen Überblick zu erlangen, kann mit der Betrachtung der Pionierarbeiten von Bühler (1986) und Kurz (1989, 1993) begonnen werden. Eine der nächsten großangelegten Studien war die von Moser im Auftrag der AIIC durchgeführte „User Expectation Study“(1996), sowie die Untersuchungen von Collados Aïs (1998, 2002) und (Garzone 2003), um nur einige zu nennen.

Die erste Feldforschung zum Konzept Qualität der Dolmetschung wurde wie bereits erwähnt 1986 von Bühler durchgeführt. Sie definierte 16 Qualitätskriterien, auf die in späteren Studien mehrfach aufgebaut wurde, was daher den Vorteil einer (wenn auch nur bis zu einem gewissen Grad möglichen) Vergleichbarkeit mit sich bringt (vgl. Kahane 2000, Pöchhacker 2005). Bühler (1986) befragte in ihrer Studie DolmetscherInnen nach der Wichtigkeit von 16 ausgewählten Kriterien für die Qualität einer Dolmetschung. Ihre Theorie besagte, dass sich aus der Leistungserwartung – in diesem Fall konkret der Wichtigkeit, die den erwarteten Qualitätsmerkmalen von den DolmetscherInnen zugesprochen werden – die Leistungserwartung von RezipientInnen ableiten lässt. Kurz (1989) stellte dies in Frage und befragte im Rahmen einer auf den Kriterien von Bühler (1986) basierenden Studie die RezipientInnen selbst. In den folgenden Abschnitten werden verschiedene Studien zur Qualität der Dolmetschung im Allgemeinen und der Stimme im Speziellen vorgestellt, für die die Arbeiten von Bühler (1986) und Kurz (1989) durch ihre Vorreiterrolle in der Forschung wohl den Weg geebnet haben.

2.2.1.1 Überlegungen und Studien zu Qualitätskriterien beim Simultandolmetschen

Neben Bühler (1986) und Kurz (1989, 1993), die mit ihren Studien unverrückbare Meilensteine der Qualitätsforschung in der Dolmetschwissenschaft errichteten, stellte beispielsweise bereits Herbert fest, dass die Situation, in welcher die Dolmetschleistung erfolgt, ein beeinflussender Faktor ist, und verschiedene Arten von Konferenzen (je nach Teilnehmerzahl, Themenkreis etc.) auch verschiedene Dolmetschstile erfordern (vgl. Herbert 1952:82ff). Auch Gile greift diesen Gedanken auf und beschreibt die verschiedenen Arten von Veranstaltungen, bei denen mehrsprachig gearbeitet wird (vgl. Gile 1989:25f). Der Einfluss der Situationalität wird darüber hinaus unter anderem auch bei Pöchhacker erwähnt.

Laut Bühler ist „die ideale Dolmetschung“ kein absoluter Wert (vgl. 1986:233). Dies ergibt sich nach Reiss (1983) und Bühler (1986) daher, dass eine gute Dolmetschung jene ist, die ihren Zweck erfüllt, bzw. die ideale DolmetscherIn jene ist, die die für einen bestimmten Zweck in einer bestimmten Situation optimale Dolmetschung erbringt. Kurz (1989) hält die Vermutung fest, dass verschiedene Gruppen von RezipientInnen auch bei der Gewichtung einzelner qualitätsmaßgeblicher Krite-

rien unterschiedliche Präferenzen zeigen, und schlägt daher vor, dass in der Forschung nicht von „dem Rezipienten/der Rezipientin“ („the user“) ausgegangen werden soll, sondern besser eine Differenzierung verschiedener RezipientInnengruppen erfolgen sollte (vgl. Kurz 1989).

Kurz befragte daher in ihrer Studie drei verschiedene Gruppen von RezipientInnen, und zwar im Rahmen einer internationalen Konferenz im Bereich der Allgemeinmedizin, (bezeichnenderweise) bei TeilnehmerInnen einer internationalen Konferenz zum Thema Qualitätskontrolle, und bei einer Tagung des Europarats. Kurz wählt darin die ersten acht von Bühler verwendeten Kriterien, nämlich 1. Native accent, 2. Pleasant voice, 3. Fluency of delivery, 4. Logical cohesion of utterance, 5. Sense consistency with original message, 6. Completeness of interpretation, 7. Correct grammatical usage, 8. Use of correct terminology (vgl. Kurz 1989: 316). Danach wurden die Ergebnisse der drei befragten RezipientInnengruppen mit den Ergebnissen von Bühlers Umfrage (1986) verglichen um herauszufinden, ob verschiedene RezipientInnengruppen die einzelnen Qualitätskriterien unterschiedlich reihen. Somit sollte einen empirischer Beweis für die Vermutung, dass die Situation und der kommunikative Kontext eine wichtige Rolle bei der Bewertung spielen, erbracht werden. Zum Kriterium Stimme zeigen die Ergebnisse von Kurz (1989), dass die DolmetscherInnen eine höhere Bewertung für die Wichtigkeit der Stimme vergaben als die ÄrztInnen, IngenieurInnen und Ratsmitglieder. Dies entspricht auch den Ergebnissen von Gile's Befragung (1990), bei der sich herausstellte, dass die Stimme der DolmetscherIn keinen besonders großen Einfluss auf die allgemeine Bewertung der Dolmetschung hatte. In der allgemeinen Schlussfolgerung sieht Kurz ihre Hypothese als bestätigt, dass die Situationalität und der kommunikative Kontext einen Einfluss auf die Bewertung haben, und in unterschiedlichem Kontext unterschiedlich hohe Bewertungen vergeben werden, auch wenn es bei der Wichtigkeit von einigen Kriterien hohe Übereinstimmungen unter allen befragten Gruppen gab (vgl. Kurz 1989: 322f).

Gile führte im März 1990 im Rahmen einer ophtalmologischen Konferenz mit den Arbeitssprachen Englisch und Französisch eine Fallstudie zur Qualitätserwartung der englischen und französischen RezipientInnen durch. Die von ihm per zweisprachigem Fragebogen von den KonferenzteilnehmerInnen nach ihrer Wichtigkeit einzustufenden untersuchten Kriterien behandeln die allgemeine Qualität, die linguistische Wiedergabequalität, die korrekte Fachterminologie, Sinntreue zur Ausgangs-

rede, Stimmqualität und Qualität der Wiedergabe Flüssigkeit und Intonation (quality of voice and delivery). Pöchhacker merkt hierzu an, dass dieser Punkt zu allgemein gehalten sei, da die DolmetscherIn trotz einer pathologisch angegriffenen, z.B. heiseren Stimme eine deutliche Artikulation und melodische Intonation, und somit positive und dem Textverständnis der RezipientInnen dienende Eigenschaften, liefern kann (vgl. Pöchhacker 1992:254).

Der Rücklauf bei Gile's Untersuchung belief sich auf 23 von insgesamt 30 ausgegebenen Fragebögen, wobei 18 RezipientInnen die englische und fünf RezipientInnen die französische Dolmetschung angehört hatten: Gile merkt an, dass die Qualitätsbeurteilungen für die Gesamtqualität allgemein sehr hoch ausfielen. Auch die Bewertungen für alle einzelnen oben genannten Kriterien, sowohl bei den RezipientInnen der französischen wie auch der englischen Dolmetschung erwiesen sich als sehr homogen, wobei die englische Dolmetschung insgesamt eine höhere homogene Bewertung erzielte. Die einzige Ausnahme bildete das Kriterium „Stimme“, bei dem als einziges auch „schlecht“ bzw. „sehr schlecht“ bewertet wurde - hier führt Gile übrigens an, dass sechs der 18 frankophonen RezipientInnen zwischen den beiden Dolmetscherinnen unterschieden, wobei immer für die eine der beiden Kolleginnen schlechtere Noten vergeben wurden, da ihre Stimmen physiologisch sehr leicht unterscheidbar waren. Bei den englischsprachigen RezipientInnen dagegen gab es in dieser Hinsicht keine Nennung. Gile stellt die Frage, ob eine solche Homogenität der Ergebnisse als repräsentativ für die Qualitätsbeurteilung von Dolmetschungen im Allgemeinen ist, und merkt an, dass dies aufgrund einer einzigen Fallstudie nicht ratsam sei (vgl. Gile 1989: 66 f). Gile hält fest, dass auf dieser Basis dennoch die folgende Hypothese formuliert werden könne:

[P]eut-être a-t-il d'avantage d'homogénéité dans les évaluations d'une interprétation jugée bonne, qui donne apparemment satisfaction aux délégués sur tous les plans, que dans les évaluations jugées moyennes ou mauvaises, où les délégués sont appelés à se demander dans quelle mesure l'interprétation leur a vraiment été utile et où chacune des composantes de la qualité peut avoir une place plus ou moins critique selon les besoins et la sensibilité de chacun. (Gile 1989 : 67)

Da, wie bereits erwähnt, die englischsprachigen RezipientInnen durchschnittlich höhere Bewertungen vergaben als die französischsprachigen und zwei der fünf Befragten sogar angaben, dass die Dolmetschung ausgezeichnet sei und keinerlei Schwäche aufwiese, stellt Gile die Vermutungen auf, dass dies erstens sehr und vielleicht

auch zu großzügig geurteilt sei, und dass zweitens vielleicht das englischsprachige Zielpublikum im Allgemeinen weniger kritisch sei als das französische – eine Annahme, die laut Gile auch Aussagen seiner DolmetschkollegInnen untermauern (vgl. Gile Jahr: Seite).

Gile betont also, dass aus einer Fallstudie keine allgemeinen Schlüsse gezogen werden können, dass es aber interessant wäre zu sehen, ob diese kulturell unterschiedliche Toleranzschwelle tatsächlich existiert. Eine andere von ihm in dieser Hinsicht geäußerte Hypothese lautet, dass die anglophonen KonferenzteilnehmerInnen in seiner Studie eventuell weniger kritisch gewesen waren, da sie als ausländische Delegierte eine Minderheitsposition einnahmen, weil sie der französischen Sprache nicht mächtig und somit den DolmetscherInnen dankbar waren (vgl. Gile 1989: 66ff).

Hinsichtlich des Kriteriums Stimme formuliert Gile die Hypothese, dass Wissenschaftler und Fachleute („scientifiques et techniciens“) weniger Sensibilität für die Stimmqualität, den Rhythmus und Intonation der Dolmetschung aufweisen als ein anderes (Laien)Publikum, das diese Merkmale vielleicht für wichtiger befinden würde (vgl. Gile 1989: 67).

Auch Čeňková untersucht in ihrer Studie den Faktor Qualität im Simultandolmetschen. Im Rahmen der Studie wurden professionelle DolmetscherInnen in der Tschechischen Republik per Fragebogen zu diesem Thema befragt. Bei der Gestaltung des Fragebogens stützte sich Čeňková auf die Kriterien von Bühler (1986), Kurz (1989, 1993), Gile (1989) und Mackintosh (1994) (vgl. 1998:163). Sie berücksichtigte dabei auch die Tatsache, dass die tschechischen DolmetscherInnen für gewöhnlich sowohl in wie auch aus der Fremdsprache dolmetschen, sowie den Umstand, dass Vortragende bei Konferenzen oftmals nicht in ihrer Muttersprache sprechen, wenn diese keine Arbeitssprache der Konferenz ist. Die Fragen wurden in drei Gruppen unterteilt: Die erste Gruppe von Fragen bezieht sich auf den Vortragenden (Akzent, freie Rede oder gelesener Text etc.), die zweite Gruppe behandelt die DolmetscherInnen und ihre Leistung (Treue zum Originaltext, korrekte Verwendung von Terminologie, etc.).⁸ Die dritte Gruppe von Fragen beleuchtet den technischen Aspekt der Dolmetschinteraktion (Kabinengröße, technische Ausstattung der Kabine, etc.), was wiederum die Frage aufwirft, ob Čeňková bei Durchführung des gesamten Experiments denselben Fragebogen für die KonferenzteilnehmerInnen verwendet, also

⁸ Ursprünglich hätten auch Rezipientinnen und KonferenzorganisatorInnen befragt werden sollen, was jedoch aufgrund mangelnder Finanzierung nicht umgesetzt wurde.

diese Kategorie von Fragen auch an die KonferenzteilnehmerInnen gestellt hätte, da KonferenzteilnehmerInnen- bzw. OrganisatorInnen hier nur beschränkt Einblick haben.

Den Faktor Stimme erwähnt Čeňková gemeinsam mit anderen Faktoren wie "non-native vs. native accent " als Unterpunkt zu "rhetorical skills", wobei sie interessanterweise eine Unterscheidung zwischen "pleasant voice" und "quality of voice" trifft (Čeňková 1998:164). In der Zusammenfassung der Umfrageergebnisse zu dieser Frage ist jedenfalls unter anderem erwähnt, dass eine angenehme Stimme ebenso wie eine flüssige und ausgefeilte Wiedergabe sehr vorteilhaft ist (vgl. Čeňková 1998:167).

Moser (1996) untersuchte im Auftrag der AIIIC die Qualitätsbeurteilung und Qualitätserwartungen der RezipientInnen von Simultandolmetschungen.

Die in der von Moser durchgeführten Studie untersuchte Hypothese ist, dass verschiedene Gruppen von RezipientInnen („user groups“) auch verschiedene Erwartungen an die Simultandolmetschung stellen. Diese Erwartungen sollten auf der Basis von Fragebogenerhebungen im Rahmen verschiedener Konferenzen erfragt werden (vgl. Moser 1996:147). Zwischen Herbst 1993 und dem Frühjahr 1994 wurden über 200 Interviews bei weltweit 84 verschiedenen Veranstaltungen von 94 DolmetscherInnen durchgeführt. Alle Befragten waren TeilnehmerInnen an diesen Konferenzen. Ein Viertel der Befragten waren Frauen, wobei Moser hervorhebt, dass dies verglichen mit einem durchschnittlich noch geringerem Frauenanteil bei Konferenzen eine übermäßig hohe Anzahl („overrepresentation“) darstellen (vgl. Moser 1996:150).

Auf die Frage, was für Qualitäten eine gute DolmetscherIn aufweisen solle, gaben 66 RezipientInnen an, dass sie eine lebendige, nicht monotone Stimme, eine deutliche Aussprache sowie auch „eine natürlich klingende Stimme“ oder „eine angenehme Stimme“ von der DolmetscherIn erwarten. Immerhin 20 von 93 spontanen Nennungen beziehen sich darauf, dass auch die Dolmetschung das Gefühl, das die Ausgangsrede vermittelt, wiedergeben solle (vgl. Moser 1996:152):

[F]aithfulness to the original is the expectation that most frequently arose spontaneously (45% of the respondents). It was also the factor that was mentioned most often (141 times), well above the number of other spontaneous references, i.e. to synchronicity, rhetorical skills and the quality of the interpreter's voice. (Moser 1996:154)

Bülow – Møller (2003) formulierte die Hypothese, dass es eine Art Hierarchie für den Transfer von Affekten in die Zielsprache gibt, wenn eine Anzahl an DolmetscherInnen in Anwendung desselben Sprachpaares für Ausgangstext und Zieltext dieselbe politische Debatte dolmetschen (vgl. Bülow – Møller 2003: 5). Um diese Annahme zu testen führte sie eine Studie mit zehn aktiv in politischem und administrativem Rahmen tätigen DolmetscherInnen, fünf Männern und fünf Frauen, durch. Zu dolmetschen war die Aufzeichnung einer 1999 gehaltene parlamentarische Anhörung, wobei eine debattenähnliche Kommunikationssituation zwischen den zwei britischen Rednern vorlag. (vgl. Bülow – Møller 2003: 7).

Sie untersucht in ihrer Studie mögliche Muster und Hierarchien, die die in ihrem Experiment als Versuchspersonen agierenden DolmetscherInnen für die Auswahl der Wiedergabe von affektiven Äußerungen für die RezipientInnen anwenden. Sie argumentiert, dass offen gezeigte, starke Affektäußerungen („blatant“) entgegen den Erwartungen nicht unbedingt beim Transfer in die Zielsprache bevorzugt werden (vgl. Bülow – Møller 2003:). Sie nennt die Vermutung, dass dies möglicherweise der Fall ist, weil manche Arten von Affektäußerung aufgrund sozialer Normen akzeptabler scheinen als andere, und folgert: „Thus, injured dignity seems to stand a better chance than arrogant impatience.“ Bülow – Møller hält insbesondere für den politischen Kontext fest:

One of the reasons politicians are loath to make speeches through interpreters is that they are afraid to lose their emotional impact. Evidently effects like credibility and conviction are also carried by the semantic contents, but in political communication in particular the speaker's tone and whole attitude are inextricably linked with the message. (Bülow-Møller 2003: 1)

In Anknüpfung dazu wäre es nun möglich die Vermutung anzustellen, dass DolmetscherInnen (trotz hoher Professionalität) als ein Produkt der sozialen, kulturellen Normen der Gesellschaft (bzw. Gesellschaften im Falle zweisprachig aufgewachsener DolmetscherInnen) in der sie aufwachsen demnach (insbesondere in Affektsituationen) in ihrem Sprachverhalten vom Gender-Aspekt beeinflusst werden. Gemäß dieser Überlegung würden weibliche Dolmetscherinnen in solchen Fällen vielleicht eine Nuance höflicher, zurückhaltender dolmetschen als ein männlicher Kollege. Eine mögliche Zielsetzung für weitere Forschungen könnte es daher sein, durch ein Experiment zu belegen, dass diese Überlegung statistisch nicht haltbar ist. Umge-

kehrt könnte es, gleichsam zu einer Art „positiver Diskriminierung“ durch potentielle ArbeitgeberInnen kommen – vielleicht wünscht sich eine Politikerin in einer wichtigen Rede oder Debatte von einer Frau gedolmetscht zu werden, da sie eine weibliche DolmetscherIn für passender und ihrer politischen Botschaft entsprechender ansieht. Anders gesehen könnte es in einem Beruf, in dem eine deutliche Feminisierung vorherrscht zu einer Art umgekehrter „positiver Diskriminierung“ kommen, und die Politikerin sich aus denselben Gründen, oder vielleicht auch weil unsere kulturellen stereotype nachweislich Männern ein dominanteres Auftreten usw. unterstellen, explizit für einen männlichen Dolmetscher entscheiden.

Dies sind natürlich nur Gedankenspiele, die bis jetzt mit keiner dolmetschwissenschaftlichen Studie untermauert werden können. Vermutlich ist dies ohnehin nicht möglich, da jede Dolmetschung ein einzigartiges und komplexes Produkt ist. Dennoch wären eventuell Interviews oder Umfragen unter DolmetscherInnen interessant, wobei zumindest in Anlehnung an Bülow – Møller die Nuancierung und selektive Übermittlung von negativen Affekten untersucht werden könnte. Auch eine repräsentative Umfrage unter (möglichst schon dolmetscherfahrenen) RednernInnen bei Konferenzen und Tagungen könnte hier vielleicht aufschlussreich sein.

Bülow – Møller (2003) erwähnt weiters, dass der Prosodie und Betonung von Sätzen auch deshalb eine für das Dolmetschen sehr wichtige Bedeutung zukommt, weil sich die Einstellung und die Emotionen der SprecherIn darin widerspiegeln. Will eine SprecherIn zum Beispiel einen Gegensatz deutlich machen, hat die dem jeweiligen Satzelement zugewiesene Betonung Auswirkungen auf die Argumentstruktur. Sie veranschaulicht dies an folgendem Beispiel: Fällt beispielsweise in einer politischen Debatte der Satz „WIR haben verantwortungsbewusst agiert“, wobei die prosodische Betonung auf dem zur Verdeutlichung in Großbuchstaben geschriebenen „WIR“ liegt, dann ist in diesem Satz eine eindeutige Inferenz für die RezipientInnen enthalten; nämlich dass jemand anderer nicht verantwortungsbewusst agiert hat. Bülow – Møller weist darauf hin, dass dieser Aspekt in der Dolmetschung leicht verloren gehen könnte, wenn die Argumentationslinie für die DolmetscherIn in diesem Moment unklar ist (vgl. Bülow – Møller 2003 : 5)

Aufgrund der Ergebnisse kommt Bülow – Møller zu den folgenden Beobachtungen: „strong words“, also eindeutig beleidigenden Wörtern und Wendungen wird bei der Wiedergabe durch die DolmetscherInnen nicht die erwartete klare Priorität

gegeben. So wird zum Beispiel das englische Wort „repellent“, dem auf Deutsch etwa „widerwärtig, abstoßend“ [ÜS P.B.] entspricht, nur von fünf von insgesamt zehn DolmetscherInnen wiedergegeben. Ein ironisch betonter Aspekt hingegen wurde viel häufiger in die Zielsprache übermittelt. Sie folgert daraus, dass die DolmetscherInnen anscheinend eine „inbuilt tendency to smooth over unpleasantness“ (Bülow-Møller 2003: 31) aufweisen, wohingegen anscheinend keine interne Zensur gegen Humor und Ironie vorliegt, selbst wenn diese zur Bekämpfung eines politischen Gegners eingesetzt werden (vgl. Bülow – Møller 2003: 31). Bedauerlicherweise enthält die Arbeit von Bülow – Møller keine Aufschlüsselung zum Gender der DolmetscherInnen, denn betrachtet man analog dazu die Studie von Kramer (1977) zu stereotypen RezipientInnenenerwartungen hinsichtlich des Sprachverhaltens, so könnte untersucht werden, ob es nun gemäß den Ergebnissen von Kramer (1977) tatsächlich die fünf weiblichen DolmetscherInnen waren die davor zurückschreckten, eine direkte, unhöfliche bis beleidigende Formulierung wie „repellent“ zu verwenden, wohingegen die fünf männlichen Dolmetscher entsprechend dem von Kramer belegtem Stereotyp des geradlinigen, dominanten und aggressiven männlichen Sprechstils damit keine Probleme gehabt hätten. Es könnte für einen heutzutage feminisierten Berufsstand doch interessant sein zu erfahren, ob und wieviele der in den 1970er Jahren vorherrschenden Stereotypen es geschafft haben, sich bis ins nächste Jahrtausend hinüberzuretten.

Bülow – Møller formuliert für ihre Untersuchung unter anderem die Schlussfolgerung, dass der Tonfall der SprecherIn ein wichtiger Teil der zu übermittelnden Botschaft ist, und dass die durch Affekte bedingte Prosodie („emotive prosody“) irreführend für die DolmetscherIn sein kann, wenn sie konträr zum normalen prosodischen Informationsmuster verläuft. Außerdem ist sie der Ansicht, dass die DolmetscherInnen die Beziehungsebene der gehörten Reden erfasst haben und, soweit ihnen möglich, ihren semantischen Inhalt auch durch rhetorische Mittel („tropes“) wiedergeben. Ferner hält sie fest, dass die ganze Dolmetschleistung offenbar einer gesellschaftlich akzeptierten Norm („norm of decency“) unterliegt (vgl. Bülow – Møller 2003: 5ff).

Wie beispielsweise Moser-Mercer (1996) und Collados Aïs (1998) sind auch Chiaro & Nocella (2004) der Auffassung, dass die RezipientInnen (end user) nur bedingt in der Lage sind, die Qualität einer Dolmetschung zu beurteilen, da sie die Ausgangssprache eben nicht oder nicht ausreichend gut verstehen um der Rede zu fol-

gen, und daher zum Beispiel zum Kriterium der Vollständigkeit kein gültiges Urteil abgeben können (vgl. Chiaro & Nocella 2004:15). Chiaro & Nocella halten zusätzlich fest:

[T]he special nature of interpreting makes its evaluation difficult for people who consume this service but know very little about it. Interpreting is not like food where consumers can use their sensorial capabilities (smell, taste and colour) to express their perceptions. (Chiaro & Nocella 2004:15)

In Bezug auf diese Feststellung kann die Überlegung angestellt werden, ob die RezipientInnen als „KonsumentInnen“ der Dolmetschung nicht doch bis zu einem gewissen Grad ihre sensorischen Fähigkeiten zur Qualitätsbewertung nutzen – nämlich durch das Gehör. Dies wäre analog zur Vermutung, dass die Stimme und ihre nonverbalen Eigenschaften doch sehr wichtig für die Wahrnehmung der Qualität einer Dolmetschung sein können. Hier wird ausdrücklich auf die Wahrnehmung der Qualität, und nicht die tatsächliche Qualität Bezug genommen, da, wie ja z.B. die Studien von Collados Aïs (1998) und Michalek-Kurucz (2007) beweisen, die Stimme bzw. ihre non-verbalen Eigenschaften (bei Collados Aïs konkret die Sprechdynamik) die Qualitätswahrnehmung beeinflussen, wenn inhaltsgleiche Dolmetschungen geliefert werden.

Chiaro & Nocella (2004) befragten DolmetscherInnen zur Wichtigkeit qualitätsbeeinflussender linguistischer und paralinguistischer Kriterien. Sie verwendeten in ihrer internationalen Studie einen Fragebogen, wobei sie einen neuen technologischen Ansatz zu dessen Übermittlung wählten: Per E-mail wurden an rund 1000 DolmetscherInnen Einladungen zur Beteiligung an der Umfrage gesendet, 286 DolmetscherInnen aus fünf Kontinenten beteiligten sich an der Studie und füllten den ins Internet gestellten Fragebogen online aus. Als Qualitätskriterien wurden die von Bühler (1986) definierten Kriterien herangezogen. Diese waren von den Befragten jedoch nicht wie bei Bühler nacheinander hinsichtlich ihrer Wichtigkeit zu bewerten, sondern mussten in einer Rangfolgen-Skala nach Wichtigkeit gereiht werden. Da dies für die befragten Personen eine größere Herausforderung darstellt, waren (acht) extralinguistische und (neun) linguistische Kriterien separat vom „am wichtigsten“ bis zu „am wenigsten wichtig“ zu reihen. In Dreiereinheiten unterteilt ergibt sich bei den von Chiaro & Nocella festgehaltenen Ergebnissen der durch die Dolmetscher vorgenommenen Wichtigkeitsreihungen folgendes Bild: consistency with the original, completeness of information und logical cohesion wurden als die drei wichtigsten Faktoren

genannt, fluency of delivery, correct terminology und grammatical useage als die drei zweitwichtigsten Faktoren und schließlich appropriate style, pleasant voice und native accent als die drei am wenigsten wichtigen Faktoren. Diese Faktoren werden daher in der Studie auch als „verschönernde Kriterien“ (embellishing criteria) genannt.(vgl. Chiaro &Nocella 2004: 31).

Lidia Meak (1990) untersuchte anhand eines Fragebogens die Erwartungen von MedizinerInnen an DolmetscherInnen im Rahmen von medizinischen Fachkongressen, bei welchen heutzutage sehr häufig DolmetscherInnen zum Einsatz kommen. Meak befragte dafür zehn SpezialistInnen verschiedener Disziplinen wie etwa Biochemie, Kardiologie, Pädiatrie und Psychiatrie, die allesamt über beträchtliche Kongresserfahrung verfügten. Meak stellte insgesamt 9 als Sätze formulierte Fragen zu fast ausschließlich inhaltsbezogenen Kriterien, das einzige expressive Kriterium war die Sprechgeschwindigkeit bei der Wiedergabe in der Zielsprache. Die Fragestellung lautete, ob eine schnelle Sprechgeschwindigkeit einen Störfaktor darstellt und ob sie der Verständlichkeit abträglich ist oder überhaupt keine Rolle spielt (vgl. 1990).

Vier der zehn befragten MedizinerInnen gaben an, dass die Wiedergabegeschwindigkeit der Dolmetschung überhaupt keine Rolle spiele und eine schnelle Sprechweise nicht störend wirke. Vier weitere hingegen antworteten, dass eine hohe Sprechgeschwindigkeit auf Kosten der Verständlichkeit ginge. Eine weitere Versuchsperson wies darauf hin, dass eine zusammenfassende Wiedergabe wünschenswerter als unvollendete Sätze sei, und ein einziger Mediziner erklärte, dass nicht nur eine zu schnelle, sondern auch eine zu langsame Dolmetschung es erschwert, der Rede zu folgen (vgl. Zitat).

Sowohl Gerver (1969) wie auch Pio (2003) beschäftigen sich mit dem Einfluss der Vortragsgeschwindigkeit der SprecherIn auf die Qualität der Dolmetschung, einem sowohl im Studium wie auch in der Berufspraxis relevanten Thema. Gerver stellt aufgrund seiner Studie fest, dass eine hohe Sprechgeschwindigkeit auf Kosten der Qualität der Dolmetschung geht.

2.2.1.2 Dolmetschwissenschaftliche Studien mit besonderem Augenmerk auf den Faktor Stimme

An dieser Stelle wird eine Auswahl von Studien im Bereich Qualitätsforschung im Dolmetschen besprochen, die sich in besonderem Ausmaß auf den einen oder anderen Aspekt des Themas Stimme konzentrieren. Intonation, Prosodie, Akzent, Tonlage etc. sind nur einige der Aspekte, die in diesem Zusammenhang genannt werden. Diese Merkmale der Stimmverwendung werden als extra- bzw. paralinguistische Merkmale bezeichnet. Wie Ahrens (2004) jedoch anmerkt existieren zu diesem Themenbereich noch relative wenige Studien (vgl. Ahrens 2004 :117). Die meisten davon scheinen recht aktuell zu sein. Darüber hinaus gibt es auch für diesen kleinen Teilbereich der Qualitätsforschung viele unterschiedliche Herangehensweisen hinsichtlich der Untersuchungsperspektive, der verwendeten Methodologie usw. Die Fragestellung der vorliegenden Arbeit hätte beispielsweise bei Durchführbarkeit des Experiments untersucht, ob der Genderaspekt bei der Wahrnehmung von Stimme beim Simultandolmetschen eine Rolle spielt, und ob daraus eine geschlechtsspezifisch unterschiedliche Qualitätswahrnehmung bei den RezipientInnen auftritt.

Im Folgenden soll wie auch in den vorhergehenden Kapiteln das Dolmetschen in Hinblick auf Simultandolmetschen und Konsekutivdolmetschen behandelt werden, das Thema Community Interpreting wird aufgrund der besonderen Umstände bzgl. Setting, Machtverhältnissen etc. nicht berücksichtigt.

Angela Collados Àis (1998) beispielsweise untersucht die Qualitätserwartung einer spezifischen Gruppe von RezipientInnen einer Simultandolmetschung. Sie konzentriert sich dabei auf die Wirkung eines einzelnen Aspekts der non-verbalen Kommunikation, nämlich der Intonation, auf die Qualitätswahrnehmung der RezipientInnen. Ihre Hypothese ist, dass sowohl die RezipientInnen als ExpertInnen des jeweiligen Fachgebietes und auch professionelle DolmetscherInnen eine monotone Sprechweise wahrnehmen, und dass eine solche bei beiden Gruppen negative Qualitätsbewertungen nach sich zieht. Darüber hinaus formuliert sie die Hypothese, dass eine monotone Sprechweise auch die Bewertung anderer, subjektiverer Kriterien wie die Vertrauenswürdigkeit und Professionalität der RezipientInnen negativ beeinflusst (vgl. Collados Àis 1998).

Um die beiden Kriterien Intonation und Sinntreue zum Original zu untersuchen, wurden auf der Basis von drei Videoaufnahmen mit drei verschiedenen Dolmetschungen ins Spanische von ein und demselben deutschen Ausgangstext geforscht. Auch die Ausgangsbotschaft wurde durch den Sprecher mit monotoner Sprechweise dargebracht⁹. Die Dolmetschungen wurden als voice-over¹⁰ über ein Video der Ausgangsrede gelegt. Im ersten Video ist die Dolmetschung von monotoner Intonation und entspricht völlig der Botschaft des Ausgangstextes. Das zweite Video weist eine lebhaftere Intonation auf, entspricht jedoch nicht völlig der Botschaft des Ausgangstextes, und das dritte Video bietet sowohl eine lebhaftere Intonation wie auch eine vollständige Wiedergabe der ursprünglichen Botschaft. Die Ausgangsrede behandelte verfassungsrechtliche Fragen der deutschen Gesetzgebung im Hinblick auf Parteigründungen. 42 RechtsexpertInnen nahmen als RezipientInnen an diesem Experiment teil, sie beantworteten im Voraus Fragen zu ihren Qualitätserwartungen und bewerteten danach die Dolmetschungen.

Bei den Ergebnissen dieses Experiments kann Collados Aïs einige interessante Beobachtungen verzeichnen: Obwohl es den Versuchspersonen unmöglich war, eine objektive Bewertung einiger Kriterien vorzunehmen, die sie auf theoretischer Ebene als sehr wichtig bezeichnet hatten (z.B. Sinntreue und Vollständigkeit), schienen sich doch nur wenige dieser Einschränkung bewusst zu sein. (1998:335) Collados Aïs schließt daraus, dass diese Bewertungen daher auf subjektiven Gesamteindrücken der Dolmetschung beruhen, oder auf anderen als in ihrer Studie analysierten Kriterien. Hinsichtlich der Intonation weisen die Ergebnisse deutlich darauf hin, dass die RezipientInnen die monotone Dolmetschung von den lebhaften unterscheiden konnten. Video 1 und Video 2 erhielten sehr ähnliche Bewertungen zu den Kriterien muttersprachlicher Akzent, angenehme Stimme, flüssige Wiedergabe, logischer Zusammenhang, Vollständigkeit, korrekte Terminologie, Stil und Diktion, wobei Video 1 jedoch für all diese Variablen niedrigere Bewertungen erhielt (vgl. Collados Aïs 1998). Dies zeigt, dass eine monotone Intonation eine negative Auswirkung auf die Evaluation von anderen Kriterien hat. Video 2 erzielte die höchsten Bewertungen für alle

⁹ (Collados Aïs merkt an, dass bei Bestätigung der ursprünglichen Hypothese dahingehend weitergeforscht werden könnte, dass im Falle einer lebhaften Ausgangsrede die RezipientInnen eventuell die monotone Dolmetschung noch schlechter bewerten würden.

¹⁰ Der Fachbegriff **Voice-over** kommt aus der Studiotechnik in Hörfunk und Fernsehen, und bezeichnet die Technik, eine Tonspur von einer anderen Tonspur zu überlagern. Bei Dolmetschungen für Video und Fernsehen wird das Voice-over über die Originaltonspur gelegt.

einzelnen Kriterien, gefolgt von Video 3. Demnach wurde also das lebhafteste Video insgesamt am besten bewertet.

Die von Collados Aïs 1998 erzielten Ergebnisse zeigen einen klaren Unterschied zwischen Qualität und wahrgenommener Qualität. Sie stellt fest, dass die DolmetscherIn als professionelle KommunikationsmittlerIn in manchen Fällen hinsichtlich der Wiedergabe verändernd eingreifen darf:

The users are not good judges of quality, simply because they are not in a position to perform this task. [...] The expectations of the subjects did not, either for their assessment or for the relative importance and actual weight they attached to the different criteria. In our opinion this means that users not only desire but in fact demand, albeit implicitly, a certain degree of intrusion or active involvement on the part of the interpreter. Even though the speaker's delivery of the original was monotonous, the high ratings obtained by versions 2 and 3 in comparison to version 1 seem to indicate that the interpreter should assume the conscious role of professional communicator. (Collados 1998: 336)

Auch Kahane (2000) vertritt diese Meinung und hält in diesem Zusammenhang fest:

Queries about the pleasantness of a voice seem inadequate as a criterion to assess what is known in media circles as voice personality and communication credibility [...]. A broader perception of the interpreter's mission not just as communication mediator but as a communicator in his or her own right, responsibly taking on a certain role, could open up new paths for research into objective quality and the perception of said quality. (Kahane 2000)

Pradas Macias (2006) beschreibt in ihrem Artikel die von ihr in Anlehnung an Collados Aïs (1998) durchgeführte Studie zur Untersuchung der Wirkung von Redeflusspausen („silent pauses“) in der Dolmetschwissenschaft manchmal auch „Redeflussabsenzen“ genannt) auf die Wahrnehmung der Flüssigkeit der Simultandolmetschung haben (vgl. Pradas Macias 2006: 25ff). Ihre Hypothese ist, dass sich lange oder häufige Redeflusspausen in der Wahrnehmung der RezipientInnen negativ auf die Flüssigkeit des Vortrages auswirken. Aufbauend auf Collados Aïs' (1998) methodologischem Ansatz lässt Pradas Macias ihre Versuchspersonen drei Videos mit Dolmetschungen der bereits von Collados Aïs verwendeten Ausgangsrede bewerten, wobei bei Pradas Macias in zwei der drei Videos absichtlich durch die DolmetscherIn herbeigeführte Redeflusspausen eingehalten wurden. So wurden in Video 1 13 Redeflusspausen eingefügt, in Video 2 noch sieben zusätzliche Redeflusspausen (vgl. Pradas Macias 2006:28).

In der Diskussion der Ergebnisse stellt Pradas Macias klar, dass die in der Auswertung der Studie festgestellten Unterschiede zwar keine statistische Signifikanz aufweisen, aber die empirischen Erkenntnisse zumindest einen Trend erkennen lassen, der ihre Hypothese untermauert, dass Redeflusspausen eine negative Wirkung auf die ExpertInnenbewertung der Flüssigkeit der Dolmetschung haben (vgl. Pradas Macias 2006: 39). Sie hält weiters fest, dass sie eine isolierte Untersuchung einzelner Qualitätskriterien im Hinblick auf künftige Studien für zielführend hält:

Whatever the choice of quality criteria for a given study, it seems safe to conclude that the isolation and testing of subparameters as undertaken in the present experiment serves to promote a deeper and more complex understanding of quality and its perception in SI – and should keep interpreting researchers occupied for some time to come. (Pradas Macias 2006: 39)

Michalek-Kurucz (2007) untersucht, ob RezipientInnen die Stimmqualität einer Simultandolmetschung wahrnehmen, und inwiefern diese Wahrnehmung, wenn ersteres der Fall ist, sich auf die Beurteilung anderer Variablen auswirkt. Darüber hinaus untersucht sie, welche Zusammenhänge zwischen ausgewählten Variablen bestehen. Zu diesem Zweck werden drei Versionen einer Dolmetschung erstellt. Um eine Gleichheit der anderen Faktoren und somit Validität für das Experiment zu erzielen, ergänzte Michalek-Kurucz das Original um eine Version mit tontechnisch veränderter, optimaler und eine mit tontechnisch veränderter, suboptimaler Stimmqualität mit sonst gleichbleibenden Textfaktoren, wobei darauf geachtet wurde, auch die zwei manipulierten Versionen natürlich klingen zu lassen. Anhand dieser drei Versionen wurden zwei Versuche konzipiert. In Versuch A wurden Stimmqualität und weitere Variablen durch RezipientInnen, die keine DolmetscherInnen sind, beurteilt. Innerhalb dieser RezipientInnengruppe erfolgte eine Dreiteilung, sodass jede Gruppe nur eine der oben erwähnten Versionen hörte und beurteilte. In Versuch B hörten und beurteilten DolmetscherInnen hingegen alle drei Versionen hinsichtlich der Stimmqualität und zwei weiteren Kriterien aus der Perspektive der RezipientInnen (vgl. Michalek-Kurucz 2007:88f).

Nach tontechnischer Bearbeitung ist das Resultat der suboptimalen Stimmqualität in Version 2 (‘V2’): „[...] etwas heller und in der Tonlage deutlich höher.“ (Michalek-Kurucz 2007:93) Durch die vorgenommenen Eingriffe sind Zischlaute störender wahrnehmbar als bei V3, der Stimmklang leicht nasal, was insgesamt den Eindruck einer wesentlich jüngeren und unreiferen Stimme vermittelt (vgl. Michalek-Kurucz

2007:93). V3, mit tontechnisch optimiertem Stimmklang, verfügt verglichen mit dem Original über eine „tiefere, sonore, vollere, reifere, etwas ruhiger klingende Stimmqualität“ (Michalek-Kurucz 2007:94).

Die Versuchsgruppe bestand bei Michalek-Kurucz aus insgesamt 78 Personen, 75 Frauen und 3 Männern. (vgl. Michalek-Kurucz 2007:102). Bei ihrem in deutscher Sprache erstelltem Fragebogen, der an die von Bühler (1986) und Kurz (1989, 1993) erstellten Kriterien (wobei einige der Originalkriterien ausgelassen wurden) anknüpft, verwendet Michalek-Kurucz (2007) folgende sechs Kriterien:

- Flüssigkeit der Rede
- Sprachmelodie/Intonation
- Logischer Satzzusammenhang
- Wortwahl und Fachterminologie
- Stimmqualität (angenehme Stimme)
- Grammatikalische Korrektheit Michalek-Kurucz 2007: 103; 174; 175)

Darüber hinaus ergänzt sie in Anlehnung an Collados Àis (1998) bei der Erstellung des Fragebogens das Kriterium „angenehme Stimme“ um die vermutlich inhärent damit verbundenen Kriterien „Professionalität der DolmetscherIn“ und „Vertrauenswürdigkeit der DolmetscherIn“, die von den RezipientInnen vermutlich unterschwellig aufgrund der Stimmqualität impliziert werden:

DolmetscherInnen werden in der Regel beim Simultandolmetschen visuell nicht wahrgenommen und müssen alle Informationen mit ihrer Stimme vermitteln. Da die Stimmqualität ein schwieriger greifbares Qualitätsmerkmal darstellt als beispielsweise die grammatikalische Korrektheit oder die Fachterminologie, und ihre Wahrnehmung und Wirkung oft eher unterschwellig erfolgt, besteht die Möglichkeit, dass sie in vielen Fällen nicht bewusst als (Teil-)Ursache einer besser oder schlechter beurteilten Leistung erkannt wird. (Michalek-Kurucz 2007: 87)

Michalek-Kurucz reiht in ihrem Fragebogen den terminologischen Begriff „Sprachmelodie/Intonation“ drei Kästchen vor den Begriff „Stimmqualität (angenehme Stimme)“, damit es unter den Versuchspersonen, von denen zu erwarten ist, dass sie keine ExpertInnen auf dem Gebiet der Phonetik sind, nicht zu Verwechslungen und Missverständnissen kommt, bzw. diesen spätestens beim Lesen des zweiten Begriffs auffällt, dass es sich um zwei eigenständige Variablen handelt (vgl. 2007:104). Dass diese Überlegung zweckmäßig und erfolgreich war, zeigt sich in der anschließenden

Interpretation der Ergebnisse: Michalek Kurucz beschreibt, dass Stimmqualität und Intonation unterschiedliche Bewertungen erhielten, wobei die Stimmqualität jeweils höhere Einstufungen erzielte.

Die Versuchsergebnisse von Michalek-Kurucz im Versuch A zeigen, dass die Stimmqualität von V1 im Durchschnitt am positivsten bewertet wird. Als durchschnittlich zweitbeste Stimmqualität wird V3 angegeben, während V2 durchschnittlich am schlechtesten abschneidet (vgl. 2007:115ff). Hinsichtlich des Kriteriums Vertrauenswürdigkeit ergibt der Mittelwert die Reihenfolge: V3 - V1 – V2, jedoch nur mit jeweils marginalen Unterschieden (vgl. 2007:119f). Ein ähnliches Bild ergibt sich bei den Durchschnittsergebnissen für das Kriterium Professionalität: Auch hier liegt V3 vor V1 und V2, wobei V2 und V3 auch negative Bewertungen erzielen (vgl. 2007:120f). Bei der Interpretation der Ergebnisse zieht Michalek-Kurucz daher den Schluss, dass diese Ergebnisse möglicherweise ein Indiz dafür sind, „[...] dass DolmetscherInnen mit einer tieferen Grundfrequenz der Stimme generell als vertrauenswürdiger empfunden werden und den Eindruck von höherer Professionalität erwecken.“ Sie vermutet auch, dass die Stimmqualität besonders dann eine wichtige Rolle spielt, wenn die RezipientInnen sie als unangenehm oder nicht optimal empfinden (vgl. Michalek-Kurucz 2007:131ff). Sie hält weiters fest, dass sich bei Versuch A eine signifikante Korrelation zwischen Stimmqualität und Intonation und ein deutlicher Zusammenhang von Stimmqualität und Vertrauenswürdigkeit ergibt. Weiters macht sie die wichtige Beobachtung, dass die Variablen Professionalität und Vertrauenswürdigkeit eine enge Korrelation aufweisen und die Versuchspersonen anscheinend Schwierigkeiten bei der Trennung dieser zwei Begriffe haben (vgl. 2007:132f).

Bei Versuch B hingegen beurteilte eine ExpertInnengruppe von DolmetscherInnen alle drei Versionen, und erwartungsgemäß zeigt sich, dass die Unterschiede bei der Bewertung der Stimmqualität deutlicher herauskommen, obgleich auch hier die Reihung von V1 als angenehmste Stimmqualität, gefolgt von V3 und dann erst mit deutlichem Abstand V2, erfolgt. Beim Kriterium Vertrauenswürdigkeit ergibt sich eine durchschnittliche Reihung von V3 als bestplatzierte Version, dann V1 und gefolgt von V2, dasselbe Bild ergibt sich (mit etwas geringeren Abständen zwischen den einzelnen Versionen) beim Kriterium Professionalität (vgl. 2007:133-139). Interessant ist,

dass sich bei den freien Interviews rund ein Drittel der Versuchspersonen überzeugt zeigte, drei verschiedene Stimmen gehört zu haben (vgl. Michalek-Kurucz 2007:141).

	Nennungen
Tonhöhe	15
Tempo	5
Flüssigkeit	4
Häsitationslaute	4
(keine) Monotonie	3
Rhythmus	3
Gleichmäßigkeit	3
Intonation	3
Lautstärke	2
Pausen	2
Aussprache	2
Vermittlung von Emotionen	2
Atmung	2
Satzmelodie	1
erkennbare Struktur	1
Sprachmelodie	1
Artikulation	1
Betonung	1
Stimmelmelodie	1

Abb. 8: Beschreibung der Stimmproben durch Versuchspersonen des Versuchs B (Michalek Kurucz 2007: 143)

Hinsichtlich der Nennungen von Eigenschaften bzw. Anmerkungen der Versuchspersonen zu den Stimmproben (siehe Abbildung 8) gibt Michalek-Kurucz zu bedenken, dass die Stimmqualitäten insgesamt hoch bewertet wurden und beispielsweise die Bewertung „am unangenehmsten“ lediglich in Bezug zu den anderen beiden gehörten Stimmproben zu setzen ist (vgl. 2007:143). Zusammenfassend kommen neun Versuchspersonen zu dem Schluss, dass eine angenehme Stimme über eine „tiefere, gesetzte Tonhöhe“ verfüge, fünf bevorzugten eine „gute mittlere Stimmlage“. Es zeigte sich, dass insgesamt also eine zu hohe Stimme eher als störend empfunden würde als eine zu tiefe, was auch den Beobachtungen von Eckert & Laver (1994) und Scherer (1983) entspricht. Vereinzelt nannten Versuchspersonen die Tatsache, dass eine monotone Sprechweise, aber auch eine zu schrille oder Nervosität vermittelnde Stimme störend und unangenehm sei.

Michalek Kurucz ermittelt darüber hinaus die prozentualen Mittelwerte der drei Kriterien, die sowohl in Versuch A wie auch in Versuch B vorkommen¹¹. Hinsichtlich des Kriteriums Stimmqualität ist die Reihung bei Versuchsgruppe A und B wie bereits oben erwähnt, die gleiche: V1 erhält die beste Bewertung gefolgt von V3, V2 bekommt die niedrigste Bewertung. Allerdings wird deutlich, dass bei Versuch B, also der Beurteilung durch die DolmetscherInnen, tendenziell niedrigere Bewertungen als von den Laien gegeben wurden, und dass die gravierendste Abweichung zwischen den Bewertungen bei der am schlechtesten bewerteten V2 gegeben ist. Dies deutet beispielsweise analog zu den Ergebnissen von Kurz (1989) darauf hin, dass DolmetscherInnen generell strenger bewerten, und dass eine schlechte Stimmqualität von RezipientInnen stärker wahrgenommen wird (dies gilt in diesem Fall für beide Versuchsanordnungen). Auch beim Kriterium Vertrauenswürdigkeit sind sich beide Gruppen einig und vergeben die beste Bewertung für V3 als die vertrauenswürdigste Stimme, und wiederum bestehen bei V3 und V1 nur marginale Unterschiede zwischen der Benotung in Versuch A und Versuch B. Auch hier zeigt sich die bei weitem größte Abweichung der beiden Versuchsgruppen bei V2, wobei wiederum der Mittelwert der von den DolmetscherInnen vergebenen Beurteilungen deutlich niedriger liegt als bei Versuchsgruppe A.

2.2.1.3 Probleme und Herausforderungen in der Qualitätsforschung

Wie aus den vorigen Abschnitten ersichtlich, stellt die Tatsache, dass das Dolmetschen ein in vieler Hinsicht einzigartiger Prozess ist, der zahlreichen qualitätsbeeinflussenden Faktoren unterliegt, von denen manche noch gar nicht und manche nur mehr oder weniger erforscht wurden, eine Herausforderung dar. Die ForscherIn sieht sich also mit einem komplexen kognitiven Prozess konfrontiert, der aus mindestens drei verschiedenen Perspektiven untersucht werden kann, bei dem das Produkt (also die Dolmetschung) von ProduzentIn zu ProduzentIn (der DolmetscherIn) variiert. Zu alledem entsteht aufgrund der Variabilität der menschlichen Sprache letzten Endes nicht ein- und dasselbe, ideale Produkt auf unterschiedlichen Wegen. Vielmehr können mehrere verschiedene Produkte qualitativ hochwertig sein. Demnach ist die Vergleichbarkeit hinsichtlich vieler Faktoren eine typische Problematik in der dolmetsch-

¹¹ Ein direkter Vergleich wäre aufgrund der unterschiedlichen Zahl der Versuchspersonen in den beiden Versuchsanordnungen problematisch gewesen, darüber hinaus auch deshalb, weil in der Version A die Versuchspersonen jeweils nur eine der drei Versionen der Dolmetschung hörten (vgl. Michalek Kurucz 2007:148).

wissenschaftlichen Qualitätsforschung, die selbst den Berufsverband der DolmetscherInnen vor eine Herausforderung stellt. Kahane (2000) hält fest:

Thanks to its representativeness and reputation for quality, AIIC negotiates agreements with large international organisations on working conditions and remuneration. All this would seem to indicate that there is an underlying consensus on what quality is and how to define and assess it objectively. (Kahane 2000)

Demnach ergibt sich die Situation, dass bis heute kein Konsens hinsichtlich einheitlicher Qualitätskriterien zu existieren scheint (vgl. z.B. Kahane 2000). Immerhin gibt es zumindest einige durchgängig auftauchende, wenn auch teilweise unterschiedlich formulierte qualitätsdefinierende Merkmale, über die Einigkeit herrscht.

Darüber hinaus ergeben sich Schwierigkeiten bei der Persönlichkeitsbeurteilung anhand der stimmlichen Eigenschaften: Eckert & Laver (1994) betonen, dass bei der Beurteilung von Menschen aufgrund ihrer Stimme mit Vorsicht und Zurückhaltung geurteilt werden sollte. Als erste Überlegung ergibt sich daher (da bei der Face-to-face Kommunikation alle Aspekte des Gegenübers wie Aussehen, Kleidung, Gestik und Mimik in unsere Wahrnehmung miteinfließen), dass die Stimme sozusagen vom optischen Eindruck der SprecherIn getrennt werden muss. Auf dieser Überlegung, dass RezipientInnen in der Kommunikation generell den optischen Gesamteindruck der SprecherIn bzw. DolmetscherIn bewerten basierend hat z.B. Bühler (1986) vermutlich in ihrer Studie auch Faktoren wie „optisches Erscheinungsbild der DolmetscherIn“ als Merkmale zur Dolmetschqualität angegeben, da sie die Gesamtwahrnehmung zur Qualität untersucht. Soll aber die Stimmwirkung allein erforscht werden, so muss dieser Faktor isoliert werden, da sonst zu viele Rückschlüsse durch die oben erwähnten Erscheinungsmerkmale gezogen würden, was die Wahrnehmung der Stimme beeinflusst (vgl. Bühler 186, Michalek-Kurucz 2007:59). Daher werden zur Stimmanalyse gewöhnlich Audioaufnahmen verwendet (vgl. Eckert & Laver 1994:151).

Im Forschungsbereich Dolmetschen ist die Situation zwar zumindest im Simultandolmetschen so, dass die DolmetscherIn weitgehend „unsichtbar“ bleibt. In diesem Zusammenhang sei jedoch der sogenannte Goldfish-Bowl Effekt, bei dem die KonferenzteilnehmerInnen die SimultandolmetscherInnen in der innen beleuchteten Kabine wie Fische in einem Aquarium begutachten (vgl. AIIC Workload Study 2002), wenn sie z.B. gedanklich von der eigentlichen Rede abschweifen, etc. Beim Konsekutivdolmetschen und beim Community Interpreting kommt es im Regelfall ohnehin

zu einer Face-to-face Kommunikation, in diesen Bereichen müsste im Rahmen einer dolmetschwissenschaftlichen Untersuchung also der Faktor Stimme ebenfalls isoliert untersucht werden, was je nach Forschungsziel sehr schwierig werden könnte. Doch auch wenn in der vorliegenden Arbeit das Hauptaugenmerk auf dem Simultandolmetschen liegt, bei dem die DolmetscherInnen weitgehend ungesehen vom Publikum arbeiten, wäre gemäß der Überlegung von Eckert & Laver (1994) jeglicher Einfluss durch optische Eindrücke auszuschalten, und daher bei Studien zur Stimmqualität auch im Bereich des Simultandolmetschens im Idealfall mit im Voraus erstellten Audioaufnahmen, und nicht mit Livedolmetschungen zu arbeiten.

Wie jedoch Eckert & Laver (1994) ausführen, ist auch die Arbeit mit Audioaufnahmen nicht ganz unproblematisch. Eine ihrer Beobachtungen zeigt, dass viele Menschen ähnlich wie beim Phänomen des „Fotogesichts“, also einem automatisch freundlichen, lächelnden Gesichtsausdruck vor der Kamera, auch eine bestimmte „Mikrophonstimme“ anwenden, die sie für schön bzw. professionell halten. Eckert und Laver nennen diesen Effekt den Medieneffekt (vgl. Eckert & Laver 1994:152). Es kann jedoch davon ausgegangen werden, dass dieser Medieneffekt beim Simultandolmetschen vernachlässigbar ist, da DolmetscherInnen per definitionem professionelle KommunikationsmittlerInnen sind und es daher als unproblematisch, ja wünschenswert erscheint, eben die für die Berufsausübung verwendete Stimme zu untersuchen. Ein weiterer, bei der Stimmbewertung zu bedenkender Aspekt ist, dass der Inhalt des Gesagten bei der Persönlichkeitsbeurteilung eine Rolle spielt. Eckert & Laver vertreten in ihrer Funktion als Sprach- und Kommunikationswissenschaftler den Standpunkt, dass versucht werden muss, die Stimme vom Inhalt der Botschaft zu trennen (vgl. Eckert & Laver 1994:152); ein Forschungsansatz, dessen Anwendung durchaus sinnvoll erscheint, sich aber als nicht ganz einfach erweist. Es gibt mehrere Methoden zur Umsetzung dieses Gedankens.

Eine der radikalsten Lösungen zu dieser Problematik war es, auf Tonband Sätze einer SprecherIn aufzuzeichnen, dieses Tonband dann zu zerschneiden und in einer willkürlichen, ungeordneten Reihenfolge wieder zusammenzufügen, sodass die BeurteilerIn die Originalstimme hört, allerdings keine sinnvolle Botschaft aus dem Gesagten heraushören kann. Dadurch kann zwar in der Tat die Stimme vom Inhalt getrennt werden. Ein wesentlicher Kritikpunkt an dieser Vorgehensweise ist jedoch, dass die Intonation dabei nicht berücksichtigt wird und die Stimme dadurch unnatür-

lich wirkt. Darüber hinaus kann es bei längeren Hörproben sehr anstrengend für die BeurteilerInnen werden, sich auf dermaßen ungewohnte Kommunikation konzentrieren zu müssen.

Andere Versuchsanordnungen versuchen die Stimme-Inhalt Problematik zu umgehen, indem die SprecherInnen einfach zählen oder „neutrale“ Wörter wie etwa die Namen der Wochentage ohne Satzzusammenhang aufsagen. Auch dies kann aber sehr unnatürlich wirken und sowohl SprecherIn wie RezipientIn beeinflussen und bietet somit keine wirklich gültige Aussage über das Sprechverhalten. Daraus ergibt sich also für die Kommunikationsforschung das Problem, dass auf natürlich wirkenden, sinnvollen Zusammenhang nicht verzichtet werden soll, der Inhalt aber die Versuchsperson nicht beeinflussen soll. Daher empfehlen Eckert & Laver ein Versuchsmodell, bei dem ein und derselbe Satz von verschiedenen SprecherInnen vorgetragen wird, und diese Standardsätze zum Vergleich den HörerInnen vorgespielt werden. So können die HörerInnen die unterschiedlichen Stimmeigenschaften gut vergleichen, während klar ist, dass Unterschiede in der Beurteilung bei immer demselben Text nicht am Inhalt des Gesagten liegen können (vgl. Eckert & Laver 1994: 152f). So ließ Zuta (2007) die Sprecher in ihrer Untersuchung zur Attraktivität von Männerstimmen das Märchen „Rotkäppchen“ erzählen.

In dolmetschwissenschaftlichen Untersuchungen kommt der Stimme-Inhalt Problematik eine besondere Bedeutung zu. Es leuchtet ein, dass die ersten beiden oben erwähnten Versuchsmethoden für eine Untersuchung des Einflusses der Stimme auf die Qualitätsbeurteilung einer Simultandolmetschung nicht in Frage kommen, da willkürlich zusammengefügte Wörter keine Dolmetschung darstellen, bzw. eine Dolmetschung von Aufzählungen ohne jeglichen Satzzusammenhang ebenfalls keiner typischen Dolmetschung entspricht. Diese Überlegungen führen daher unweigerlich zu dem Schluss, dass für die bestmögliche Vergleichbarkeit und damit gültige Bewertung von Stimme beim Dolmetschen die Dolmetschungen idealerweise so inhaltsident wie möglich sein sollten. Michalek-Kurucz hat für ihr Experiment eine Lösung dieses Problems gefunden, indem die Stimmeigenschaften anhand ein und derselben Dolmetschung, die um zwei inhaltsidenten tontechnisch veränderte Versionen ergänzt wurde, beurteilen ließ. Es ist fraglich, ob eine tontechnische Veränderung einer weiblichen Stimme hin zu einer männlichen oder umgekehrt möglich ist. Dies wäre zur Untersuchung des Gender-Aspekts der vorliegenden Arbeit notwendig

gewesen, stellt aber in Punkto Machbarkeit sicherlich eine Herausforderung und einen beträchtlichen tontechnischen Aufwand dar. Daher war die Überlegung zum Experiment der vorliegenden Arbeit auch, eine Dolmetschung durch vier verschiedene Stimmen shadowen zu lassen, damit eine inhaltsgleiche Leistung gegeben sei.

2.2.1.4 Forschungsdesiderate

[W]e also owe it to the next generation of researchers, in search of guidance and inspiration for their work, to refine our research models and methodological standards as much as our skills and resources permit. (Pöchhacker 2001:410)

Cartellieri (1983) stellt in seinem Artikel die Frage, ob sich das Gehör der DolmetscherIn vom Gehör eines normalen Menschen unterscheidet (vgl. Cartellieri 1983; 210). Dabei betont er, nicht unterstellen zu wollen, dass DolmetscherInnen aufgehört haben, normale Menschen zu sein; vielmehr gehe es ihm um die Vermutung, dass DolmetscherInnen bestimmte, über ihren beruflichen Erfolg entscheidende Gewohnheiten annehmen. Er ist der Ansicht, dass DolmetscherInnen anders hören, da sie sich sehr intensiv auf die gehörte Information konzentrieren müssen und diese mit den Informationen kombinieren, die sie durch die Körpersprache der SprecherIn erhalten: „First, one has to concentrate more intently on vocal input and combine this with scanning the face of the speaker“, und betont, dass face-to-face Kontakt wichtig ist um beispielsweise herauszufinden ob ein Sprecher eine bestimmte Aussage ironisch meint oder nicht. Cartellieri (vgl. 1983:210) betont, dass optisches Feedback sehr wichtig für die DolmetscherIn ist, und bei beschränkter Sicht bzw. der Einspielung des Sprechers über einen Bildschirm, wenn die Dolmetschkabine keinen Platz im Konferenzraum hat, die Arbeitsbedingungen erschwert sind. Setzt man diese Aussage in Verbindung mit den in der vorliegenden Arbeit festgehaltenen Überlegungen bzw. Informationen zu stimmlichen Merkmalen wie Intonation, Tonfall der Stimme etc., so erscheinen diese Aspekte umso wichtiger, da in der Praxis die Sicht auf den Sprecher oftmals nicht so optimal ist wie sie sein sollte, und daher die durch die Stimmeigenschaften übermittelte Information für die DolmetscherIn an Wichtigkeit noch zunimmt. Hier weitere Forschungen anzustellen bzw. Überlegungen in dieser Richtung anzustellen wäre ein sicherlich lohnenswertes Feld. Teilweise wird die Problematik des fehlenden Face-to-face Kontakts in Hinblick auf das Remote Dolmetschen untersucht. Es könnte in diesem Zusammenhang beispielsweise geforscht

werden, wieweit sich eine eher schlechte, z.B. heisere Stimmqualität unter Dolmetschbedingungen, bei denen kein direkter Sichtkontakt zur SprecherIn besteht, auswirken.

Eine weitere sehr interessante Überlegung, die Cartellieri bedauerlicherweise nicht weiter ausführt, ist seine Aussage, dass manche Kriterien zur Qualitätsermittlung sprachbezogen sein müssten (vgl. Cartellieri 1983:213). Stellt man diese Aussage den Ergebnissen von Gile's Fallstudie gegenüber, im Rahmen derer die französischsprachigen Versuchspersonen im Vergleich zu den englischsprachigen Versuchspersonen insgesamt strengere Bewertungen vergaben, so scheint diese Überlegung berechtigt und wäre auf jeden Fall ein wünschenswertes Thema für weitere Forschung.

3 Stimme und der Faktor Gender

Zur genaueren Spezifizierung des Begriffs „Gender“ ist eingangs zwischen dem biologischen (auch somatischen) Geschlecht und dem sozialen Geschlecht zu unterscheiden. Das biologische Geschlecht wird als „die Summe der körperlichen Merkmale mit eindeutig männlicher bzw. weiblicher Ausprägung“ definiert, das soziale Geschlecht (auch Gender) als „die Summe soziokultureller Attribute, die ein Individuum als männlich oder weiblich einordnen (Pschyrembel 2004: 644).

Das biologische Geschlecht bestimmt demnach die physiologischen Merkmale des Stimmapparats und somit der Stimmbildung; eine tiefe Stimme wird als physiologisches Geschlechtsmerkmal des Mannes, eine vergleichsweise höhere Stimme als physiologisches Geschlechtsmerkmal der Frau angesehen. Das soziale Geschlecht (Gender) definiert die einem Individuum zugeschriebene, soziokulturell anerzogene (und übrigens auch juristische) Identität. Im Regelfall sind diese Ebenen kongruent und die Zuordnung eindeutig; Ausnahmefälle, die androgyne Zwischenstufen, also uneindeutige oder widersprüchliche Merkmale aufweisen, werden in Hinblick auf das somatische Geschlecht als Intersexualität und in Hinsicht auf das (psycho)soziale Geschlecht als Transsexualität bezeichnet (vgl. Pschyrembel 2004: 644). In Anbetracht der Seltenheit dieser Phänomene wird im Folgenden davon ausgegangen, dass das biologische und das soziale Geschlecht kongruent sind. Somit scheint sich der Gender-Aspekt mit den physiologischen Aspekten der Stimme und Sprache zu einem großen Teil zu decken bzw. damit inhärent verbunden zu sein. Daher wird in dem Wunsch nach einer ganzheitlichen Betrachtungsweise in den nachfolgenden Überlegungen nur bedingt eine Abgrenzung zwischen dem Gender-Aspekt und den physiologischen Aspekten vorgenommen hinsichtlich weiblicher oder männlicher SprecherInnen, RezipientInnen und DolmetscherInnen.

Biologisches Geschlecht und die physiologischen Eigenschaften der Stimme hängen also zusammen, und beeinflussen bzw. sind Grundlage für den Gender-Aspekt der Stimme, der wiederum soziokulturell geprägt ist somit direkt mit der Persönlichkeit des Individuums zusammenhängt. Es ist daher nicht vorrangig der physiologische Unterschied zwischen weiblicher und männlicher Stimme, der für diese Arbeit im Bereich der Dolmetschwissenschaft von Interesse ist. Vielmehr soll an dieser

Stelle das Augenmerk auf die soziologischen und psychologischen Aspekte der Verwendung und Wahrnehmung von Stimme gerichtet werden. Die Erforschung dieser Themen in verschiedenen Disziplinen bringt Erkenntnisse, von denen nun einige mit Bezug auf den Gender Faktor im und Dolmetschen umgelegt werden sollen.

Es wird die Vermutung angestellt, dass auch in heutiger Zeit, wo an der Oberfläche viel Wert auf Gleichberechtigung der Geschlechter und Political Correctness gelegt wird, in der allgemeinen Wahrnehmung vielleicht dennoch andere Vorstellungen, Stereotypen und Wahrnehmungen bestehen, und menschliche Stimme je nach Gender der SprecherIn daher eine unterschiedliche kommunikative Wirkung erzielt.

Eckert & Laver (1994) nennen als Beispiel eine traditionell erzogene Frau, die sich in ihren Ansichten und ihrem Verhalten emanzipiert hat, sich jedoch nicht bewusst ist, dass sie ihre "mädchenhaften" Stimmeigenschaften (leise, piepsend) dem noch nicht angepasst hat und daher eventuell im Beruf, besonders am Telefon, falsch eingeschätzt wird. In diesem Falle wird geraten, die Stimmeigenschaften dahingehend anzupassen, wie die Gesellschaft es von einer emanzipierten Frau eher erwarten würde, auch wenn dies natürlich ein gewisses Stereotyp bedient (vgl. Eckert & Laver 1994:8).

Ein anderes Beispiel hierfür bringt Leonardi (vgl. 2007:40) in Bezugnahme auf die Forschungsergebnisse von McConnell-Ginet (1978). McConnell-Ginet (1978) stellte fest, dass viele Frauen den Tonfall ihrer Stimme am Ende eines Satzes anheben, um ihn eher nach einer Frage klingen zu lassen. Dadurch erscheint es, als wäre die Frau weniger bestimmend und als erwarte sie eine Bestätigung ihrer Aussage. Auch dies scheint typisch soziokulturell bedingt.

Als eine weitere Untersuchung, die zwar nur indirekt mit dem Dolmetschen zu verbinden ist, allerdings zu einem interessanten Ergebnis bezüglich der Frage „Gender und Wahrnehmung“ gekommen ist, soll hier die Studie von Kreiner et al. (2004) genannt werden. Sie untersuchen, ob die Wahrscheinlichkeit, dass sich die Versuchspersonen vorgelesene und auswendig zu merkende Schlagworte schlechter merken, wenn diese Schlagworte von einer mit dem jeweiligen Geschlecht der Versuchsperson NICHT kongruenten Stimme verlesen werden, zunimmt. Somit wurde erforscht, wie und ob die Erinnerung an Wörter beeinflusst wird wenn SprecherIn und HörerIn vom jeweils selben Geschlecht sind. Im Zuge der Auswertung ihrer Ergeb-

nisse kommen Kreiner et al. jedoch zu dem Schluss dass es entgegen ihrer Hypothese keine Interaktion zwischen dem Geschlecht der SprecherIn und dem Geschlecht der RezipientIn gibt. (Kreiner et al. 2004:4)

Kreiner et al. fassen zusammen, dass im Rahmen des Experiments die weiblichen Versuchspersonen sich zwar durchschnittlich an mehr Wörter erinnern konnten als die männlichen, die Varianz zu den männlichen Versuchspersonen aber gering ist. Darüber hinaus schließen sie, dass die Ergebnisse ihrer Studie darauf hinweisen, dass sich die Versuchspersonen nicht häufiger falsch erinnern, wenn die Wörter in einer Stimme desselben Geschlechts präsentiert wurden (vgl. Kreiner et al 2004: 11):

Had there been an effect of speaker gender, it would have been difficult for us to determine whether it was due to a general effect of the gender of the person speaking or to an idiosyncratic difference between two volunteer speakers. (Kreiner et al 2004: 11)

Eine weitere, in diesem Zusammenhang interessante Studie ist jene von Kramer zur Wahrnehmung weiblichen und männlichen Sprachverhaltens. Die Resultate von Kramers Studie belegen, dass das Sprachverhalten von Männern und Frauen tatsächlich mit unterschiedlichen Stereotypen in Verbindung gebracht wird. Im Durchschnitt werden in Kramers Studie dem männlichen Sprachverhalten unter anderem die folgenden Eigenschaften¹² zugesprochen: dominierende, laute Sprache, Argumente werden auf den Punkt gebracht, autoritäre, aggressive und energische Sprache, Verwendung von Umgangssprache, „geradeheraus“, Ärgerlichkeit wird offen gezeigt, Sinn für Humor.

Als repräsentative weibliche Spracheigenschaften gelten unter anderem: klare Betonung, hohe Tonlage, sanfte, schnelle Sprache, gute Verwendung von Grammatik, etc. Kramer betont, dass diese stereotypen Merkmale selbstverständlich nicht den tatsächlichen Unterschieden im geschlechtsspezifischen Sprachverhalten entsprechen, aber dennoch als eigenständig erforschenswert anzusehen sind, da sie Teil des sozialen Erbes des jeweiligen Kulturkreises sind. Darüber hinaus liefern diese Stereotype die Grundlage dafür, wie das Sprachverhalten von Frauen und Männern in den Medien dargestellt wird, was wiederum gleich einem Kreislauf das Bestehen und die Beständigkeit solcher Stereotypen unterstützt (vgl. Kramer 1998:158f). Daher könnte eine aktuelle Studie zu diesen sprachlichen Klischees und Stereotypen für das Dolmetschen relevant sein.

¹² unvollständige Aufzählungen

3.1 Gender und Dolmetschen

Wie in den vorangegangenen Kapiteln angesprochen, liegt aufgrund der in Disziplinen wie etwa der Soziolinguistik und der Kommunikationswissenschaft erzielten Forschungsergebnisse zum Thema Stimme mit Bezug auf den Gender-Aspekt die Überlegung nahe, dass auch beim Dolmetschen eine Art Gender-Effekt hinsichtlich der Qualitätsbewertung gegeben sein könnte. Dieser wäre vermutlich unter anderem auch vom Faktor Stimme abhängig, da im Dolmetschen die Stimme das tragende Medium verbaler und non-verbaler Informationen ist.

Dejean le Féal (1990) beschreibt hinsichtlich der AIIC Qualitätsstandards: „What our listeners receive through their earphones should have the same effect on them as the original speech does on the speaker’s audience.“ (1990:155), eine Meinung, die unter anderem auch Kurz vertritt. Es stellt sich daher für die vorliegende Arbeit die Frage, ob eine von einer männlichen Stimme übermittelte Botschaft denselben Effekt hat wie eine Botschaft, die von einer weiblichen Stimme übermittelt wird.

Es gibt Hinweise dafür, dass der bis dato wenig beachtete Gender-Aspekt beim Dolmetschen eine Rolle spielen kann. So beschreibt beispielsweise Konferenzdolmetscher und AIIC-Mitglied Lesseigne (2002) in seinem Artikel im Webzine der AIIC, *Communicate*, Erfahrungen aus seiner Berufspraxis, die die Vermutung untermauern, dass gerade beim Dolmetschen im politischen Kontext der Gender-Aspekt eine Rolle spielt. Da der besagte Artikel exklusiv auf Englisch erschien, wird an dieser Stelle zuerst Lesseignes englische Schilderung der Begebenheit zitiert, um mögliche Unklarheiten durch Rückübersetzungen der mutmaßlichen französischen Aussagen ins Deutsche zu vermeiden.

Lesseigne beschreibt, dass er im Rahmen eines Dolmetschauftrags Mitglieder des Europäischen Parlaments auf einer Mission nach Haiti begleitete. Eine deutsche Parlamentsabgeordnete war die Leiterin der Delegation. Im Rahmen einer dort auf Französisch abgehaltenen Pressekonferenz dolmetschte Lesseigne konsekutiv zwischen Deutsch und Französisch, wobei es zu folgender Begebenheit kam:

One evening, during a press conference, a private radio journalist asked the head of the delegation how many nationalities were represented among the MEPs. I translated her reply – a list – which ended up: „plus myself, and I’m German“. Hearing me use the feminine form in my French interpretation, the journalist burst into laughter. Turning to me, he asked in a mocking tone whether

I was a „German lady“. My quick-fire retort was „no, I am the lady's voice“. (Lesseigne 2002)

Lesseignes Schilderung verdeutlicht, dass in der Praxis – in diesem Fall beim Konsekutivdolmetschen – der Gender-Aspekt für RezipientInnen, vermutlich insbesondere wenn diese keine vorherigen Erfahrungen mit der Tätigkeit der DolmetscherIn haben, eine Rolle spielt und für Verwunderung oder Verwirrung sorgen kann. Der Journalist ist in diesem Fall erstaunt und erheitert darüber, den männlichen Dolmetscher (augenscheinlich) von sich selbst als „deutsche Staatsbürgerin“ [ÜS P.B.] sprechen zu hören. Der Dolmetscher verwendet die Ich-Form und die weiblichen Adjektiv- bzw. Verbformen des Französischen zur Dolmetschung der Aussage einer weiblichen Sprecherin, was nach der allgemein verbreiteten Lehre absolut korrekt und üblich ist. Der Journalist differenziert jedoch nicht zwischen der Senderin der Botschaft und dem Medium zur Übermittlung derselben, gerade so, als würde man eine NachrichtensprecherIn für eine Steuererhöhung verantwortlich machen, obwohl ihre Aufgabe sich darauf beschränkt, diese an die Öffentlichkeit zu kommunizieren. Zwar reagiert der Dolmetscher in diesem Fall wunderbar schlagfertig und stellt klar, dass nicht er selbst eine deutsche Parlamentsabgeordnete, sondern vielmehr „die Stimme dieser Abgeordneten“ [ÜS P.B.] sei. Dennoch kann in Anknüpfung an diese Begebenheit geschlossen werden, dass vielleicht auch beim Simultandolmetschen manchmal ähnliche Verwirrungen oder Missverständnisse entstehen, wobei die Möglichkeit zur Rückfrage hierbei entfällt. Im oben genannten Fall scheint natürlich klar, dass der Journalist auf der pragmatischen Ebene sehr wohl verstand, dass der Dolmetscher nicht sich selbst meinte, sondern für die PolitikerIn sprach. Trotzdem weist dies darauf hin, dass das menschliche Urbedürfnis, Gedanken und Konzepte ein- und vielleicht auch einer bestimmten SenderIn zuzuordnen, der ursprüngliche Auslöser für den Einwurf des Journalisten gewesen sein könnte. Darüber hinaus wäre es auch möglich, dass eine Gender-divergierende Dolmetschung die pragmatische Intention der SprecherIn schwächt oder unbeabsichtigt ins Lächerliche zieht, besonders wenn die Ausgangs- und die Zielkultur der zu übermittelnden Botschaft an sich sehr unterschiedlich sind. Umgekehrt könnte es aber auch in einer eher patriarchalisch eingestellten Kultur im Falle eines männlichen Dolmetschers für eine weibliche SprecherIn vielleicht dazu kommen, dass deren Aussagen in ihrer Sprechwirkung verstärkt werden. Dies sind natürlich rein spekulative Überlegungen, die in empirischer Forschung zu belegen wären.

„Being someone else's voice, the whole voice and nothing but the voice: that has always been my conception of this profession.“ (Lesseigne 2002) Lesseigne betont, dass dies eine Lektion ist, die er zukünftigen KollegInnen mitgeben möchte: Sie sollen lernen, die Botschaft sinngetreu zu übermitteln und auch den Ton und die Persönlichkeit der SprecherIn widerzuspiegeln. Er zieht weiters den Schluss, dass es schon einer gewissen Reife bedarf, als „die Stimme eines anderen Menschen“ zu fungieren (vgl. Lesseigne 2002). Dieser Meinung schließt sich z.B. auch Jones (1998) mit Bezugnahme auf den Gender-Aspekt an: „The male interpreter must be able to say, 'Speaking as a woman who has gone through four pregnancies...' in a perfectly natural and convincing manner.“ (Jones 1998: 5)

Lesseigne nennt in diesem Zusammenhang noch ein weiteres Beispiel aus seiner Karriere, das er als für ihn selbst äußerst denkwürdig bezeichnet. Bei einer 1985 in Hamburg abgehaltenen Konferenz zum Thema Integration von Menschen mit Behinderung in die Gesellschaft kam es vor der Rede eines Professors dazu, dass sich eine Gruppe von körperbehinderten DemonstrantInnen den Weg zum Podium bahnte und sich Gehör verschaffen wollte. Trotz offensichtlichem Missfallen seitens der KonferenzorganisatorInnen wurde eine spontane Diskussion mit den RepräsentantInnen der Demonstrationsgemeinschaft improvisiert. Diese kritisierten dass sie, obwohl sie doch Thema dieser Konferenz waren, kein Recht hatten, selbst zu Wort zu kommen. Schließlich eroberten einige das Rednerpult für sich, zuletzt eine junge Engländerin. Lesseigne beschreibt, dass sie ihre Rede unter großer Nervosität und mit einigen Schwierigkeiten, dafür aber mit fester Überzeugung hält, und mit einem klar und deutlich, kraftvoll gesprochenen Satzsatz endet: „Ich möchte gerne sagen ... , dass ich einmal heiraten und Kinder haben möchte“. [Üs P.B]. Lesseigne gibt an, dass ihm, nachdem er diese Worte übersetzt hat, bewusst wurde, was für eine herausragende Ehre es ist, die Stimme einer Person sein zu dürfen, der das Recht, gehört zu werden, normalerweise verweigert wird, und hält fest, dass dieses Ereignis bis zum heutigen Tage den Höhepunkt seiner beruflichen Laufbahn darstellt.

Anderson schreibt in seinem Artikel über die Rolle der DolmetscherIn und hält fest: „Understanding the role of the interpreter may also aid understanding of interaction between people of different statuses and backgrounds within a single-language community“. (Anderson 1976:210) Diese Überlegung ist hinsichtlich des Faktors Status maßgeblich, denn wird nun die Vermutung aufgestellt, dass Männer und Frauen

auch in unserer emanzipierten und aufgeklärten Gesellschaft einen unterschiedlichen Status innehaben, dann würde dies auch auf DolmetscherInnen zutreffen und somit weitere Forschungen in dieser Hinsicht rechtfertigen, da durch einen unterschiedlichen Status auch eine unterschiedliche Wahrnehmung der Persönlichkeit vorausgesetzt werden könnte. Anderson hält weiters fest: „In general, it is expected that the greater the linguistic dominance the more likely an interpreter will identify with the speakers of the dominant language, rather than with clients speaking his „other“ language.“ (1976:211) Diese Aussage scheint in Widerspruch zum berufsethischen Anspruch der Unparteilichkeit der DolmetscherIn zu stehen. Es stellt sich daher die Frage, ob in Weiterentwicklung des Gedankenganges von Anderson (1976) in Hinblick auf den Gender-Aspekt anzunehmen wäre, dass sich die RezipientIn einer DolmetscherIn desselben Geschlechts „näher“ oder „verbundener“ fühlt, bzw. das genaue Gegenteil eintritt. Dies zu untersuchen wäre sicherlich interessant, scheint aber schwierig und höchstens anhand von qualitativen Interviews durchführbar.

Angesichts des bisherigen Forschungsstandes ergibt sich für die Frage nach dem Einfluss des Genders jedenfalls die Problematik, dass es nahe unmöglich scheint, diesen Einfluss auf die Qualität zu definieren, geschweige denn messbar zu machen, und von anderen augenscheinlich ebenfalls beeinflussenden Faktoren wie dem kulturellen Hintergrund etc. abzugrenzen. Es stellt sich daher die Frage, ob es möglich ist, abzugrenzen, wo der kulturelle Unterschied endet und wo der genderbedingte Unterschied beginnt.

3.1.1 Stimme und Persönlichkeitsinferenz

Wie bereits im vorhergehenden Abschnitt erwähnt, unterliegen die Verwendung der Stimme und die von ihr (ob willentlich oder unwillentlich) vermittelten non-verbalen Botschaften zum großen Teil sozialen und individuellen Faktoren. SprecherInnen übermitteln daher aufgrund ihrer Stimme nicht nur den semantischen Inhalt einer Äußerung, sondern gleichzeitig eine Fülle von non-verbalen Informationen, aufgrund derer RezipientInnen Rückschlüsse auf die Einstellung zum Gesagten, den Gemütszustand, die Persönlichkeit und selbst den Gesundheitszustand der jeweiligen SprecherIn ziehen können. Inwieweit diese Inferenzen dann der Realität entsprechen, sei dahingestellt, dass diese Inferenzen auftreten, scheint durch Studien wie z.B. von Kramer (1977) belegt zu sein.

In jedem Fall sind aufgrund von stimmlichen Eigenschaften gezogene Rückschlüsse auf die Persönlichkeit der SprecherIn auch für das Dolmetschen wichtig, da sie dadurch z.B. unabhängig vom tatsächlichen Inhalt einer Dolmetschung unterschiedliche Qualitätswahrnehmungen unter den RezipientInnen erzeugen könnten. Diese Vermutung kann durch die im Kapitel 2 erwähnten Studien von Michalek-Kurucz (2007), Collados Aïs (1998) und Pradas Macias (2007) untermauert werden.

Die meisten Erkenntnisse zur Persönlichkeitsinferenz aufgrund von Stimme stammen aus der Kommunikationspsychologie und Phonetik. In Zusammenhang mit Stimme und Persönlichkeit erwähnt z.B. Scherer (1982) in seinem Sammelband, dass sich die empirische Psychologie schon früh mit diesem Thema auseinandergesetzt hat. Bei den meisten frühen Studien, z.B. Allport und Cantril, (1934); Herzog (1933) und Pear (1931) ging es darum, dass die Versuchspersonen die Persönlichkeit von SprecherInnen aufgrund ihrer Sprechstimme einschätzen sollten, wobei festgestellt wurde, dass die durch die HörerInnen abgegebenen Beurteilungen zwar sehr gut übereinstimmen, die Genauigkeit hinsichtlich der einzuschätzenden Persönlichkeitsmerkmale jedoch meistens eher als zufällig zu bezeichnen war und sich daher die ForscherInnen entmutigt von diesem Untersuchungsgegenstand abwandten, da sie der Meinung waren, dass diesen Übereinstimmungen vokale Stereotypen¹³ zugrunde lägen (vgl. Scherer 1982:168f). Diese Ergebnisse mögen für die psychologische Forschung enttäuschend gewesen sein – für die Dolmetschforschung könnte dies jedoch sehr wohl relevant sein, da sich RezipientInnen, vielleicht insbesondere wenn sie noch wenig Erfahrung mit der Nutzung von Dolmetschleistungen haben, in dieser für sie neuen Kommunikationssituation auf vokale Stereotypen verlassen und dadurch die Stimmqualität der DolmetscherIn eine umso wichtigere Rolle spielt. In diesem Zusammenhang ist darüber hinaus zu erwähnen, dass in späteren Studien festgestellt wurde, dass bestimmte objektiv messbare Merkmale, wie sozialer Status, Alter und Geschlecht sehr wohl mit großer Genauigkeit beurteilt wurden. Brown (1982) äußert daher die Vermutung, dass das Problem früherer Studien vielmehr in den psychologischen Tests selbst als bei den Beurteilungen zu suchen ist, und nimmt an, dass Versuchspersonen auch die nicht objektiv messbaren Persönlichkeitseigenschaften richtig attribuieren könnten, wenn adäquatere Messmethoden entwickelt würden (vgl. Brown 1982: 212f).

¹³ Ein Schluß, zu dem ja auch Kramer im Rahmen ihrer Studie ... kam. Sie verwendet ebenfalls den Ausdruck „vokale Stereotypen“

Scherer (1982) entwickelte daher ein Forschungsmodell, durch das sowohl der „Ausdruck von Persönlichkeit in der Stimme als auch der Persönlichkeitseindruck aufgrund der Stimme“ beleuchtet werden kann, und führt an, dass er in ersten Untersuchungen unter Verwendung dieses Modells sehr wohl eine „überzufällige Genauigkeit“ bei den eingeschätzten Persönlichkeitseigenschaften feststellen konnte.

Scherer & Scherer (1977, 1981) haben versucht, auch theoretisch nachzuweisen, dass Persönlichkeitseinflüsse insbesondere im nonverbalen vokalen Verhalten zu finden sein müssten. Scherer (1982) erwähnt auch, dass die meisten ForscherInnen eher die biophysischen (z.B. Körperbau) und psychologischen (z.B. Prozess der Informationsverarbeitung) Faktoren untersuchen, noch drei weitere Faktoren und Muster beschreibt – nämlich „instrumentelle Effekte“ sowie „Selbstpräsentations“ und „Erwartungseffekte“, wobei insbesondere sowohl bei der Selbstpräsentation wie auch dem Erwartungseffekt die Personenwahrnehmung basierend auf der Qualität der Stimme und kulturellen Interferenzregeln hinsichtlich der Zusammenhänge von Persönlichkeit und Stimme eine tragende Rolle spielt (vgl. Scherer 1982:169f). Die vorliegende Arbeit schließt sich Scherers Aussage an, die vermutlich auch auf den Einsatz der Stimme beim Dolmetschen zutrifft:

Bei einem Selbstpräsentations-Effekt [...] würde ein Sprecher eine bestimmte Stimmqualität deshalb wählen, weil er davon ausgeht, daß diese beim Hörer (aufgrund vokaler Stereotypen und impliziter Persönlichkeitstheorien) zu bestimmten, vorwiegend positiven Einschätzungen führt. (Scherer 1982:170)

SprecherInnen mit deutlicher Tonhöhenvariation beim Sprechen werden durchschnittlich als kompetenter, selbstbewusster, wohlwollender und als extrovertierter eingeschätzt (vgl. Eckert u Laver 1994: 39). Auch Müller erwähnt in diesem Zusammenhang, dass eine deutliche Intonation positive Auswirkungen auf das in die SprecherIn bzw. ihre Botschaft gesetzte Vertrauen hat und daher von höherer Überzeugungskraft ist (vgl. Müller 1999:101f).

Jedoch ergeben diverse Untersuchungen hinsichtlich der Tonhöhe bei Männern kein einheitliches Bild (vgl. Eckert & Laver Jahr 1994:36, Scherer 1979). Laut Scherer wird eine höhere Stimmlage bei Männern als Zeichen für Extrovertiertheit, Entschiedenheit, Selbstvertrauen und Kompetenz angesehen, es sei denn, die Stimme ist so hoch, dass sie sich dem physiologischen Bereich der Frauenstimmen nähert. Eine Männerstimme, die eine solche Tonhöhe erreicht, wird als Zeichen für Schwä-

che, Unmännlichkeit und Mangel an Kompetenz gewertet (vgl. Scherer 1979: 186). Eckert & Laver jedoch geben an, dass sich in ihren Untersuchungen eher eine Tendenz abzeichnete, bei der tiefe Männerstimmen bevorzugt und als angenehm und charakteristisch für eine souveräne, vertrauenswürdige und autoritäre Persönlichkeit etc. angesehen wurden (vgl. Eckert & Laver 1994:37)

Zusammenfassend halten Eckert & Laver (1994) fest, dass viele HörerInnen insgesamt etwas tiefere Stimmlagen bevorzugen. Eine Stimme, die sich gewohnheitsmäßig von der Indifferenzlage entfernt, wird als unnatürlich empfunden und demnach eher negativ eingeschätzt. Freude und Überraschung, aber auch zum Beispiel Stress und übermäßiger Stimmeinsatz können Gründe für ein zeitlich begrenztes Anheben der Sprechlage sein – in gewissen Situationen und Augenblicken ist es also ganz natürlich, eine höhere Stimmlage zu verwenden. Wenn dies jedoch zur Gewohnheit wird kann es auf HörerInnen störend und unnatürlich wirken. SprecherInnen, die deutliche Tonhöhenvariationen in ihrer Sprechweise aufweisen werden durchschnittlich als kompetenter, selbstbewusster, wohlwollender und extrovertierter eingeschätzt als SprecherInnen mit monotoner Sprechweise. Wird mit deutlicher Tonhöhenvariation gesprochen, so können zwischenmenschliche Beziehungen schneller aufgebaut werden als bei monotoner Sprechweise (vgl. Müller 1999:101ff). Mangelnde Tonhöhenvariation kann HörerInnen langweilen und wirkt im Extremfall unsozial und sogar neurotisch (vgl. Eckert & Laver 1994:39; 163f). Auch wenn eine Stimme als unangemessen laut oder leise wahrgenommen wird, tendieren HörerInnen dazu, sie negativ zu beurteilen, wobei im Zweifelsfall die zu leise Stimme das geringere Übel darstellt – unangemessen lautes Sprechen wird oft als derb und unkultiviert beurteilt. Allgemein scheint also der Einsatz einer kräftigen, lauten, aber nicht zu lauten, Stimme angezeigt, um einen Eindruck der Dominanz, Vitalität und Extrovertiertheit zu erzielen (vgl. Eckert & Laver 1994:42; Stock 1987:115). Dennoch ist nicht außer Acht zu lassen, dass all diese Beobachtungen allgemeiner Art sind. Je nach spezifischer Kommunikationssituation könnten die genannten stimmlichen Eigenschaften auch ganz andere, sogar gegenteilige Effekte auf die HörerInnen ausüben.

Die Persönlichkeitsbeurteilung anhand der stimmlichen Eigenschaften kann also problematisch sein, und so sollten bei der Beurteilung von Menschen aufgrund ihrer Stimme Rückschlüsse nur mit Vorbehalten gezogen werden. Darüber hinaus ist

im Rahmen von wissenschaftlichen Untersuchungen zu diesem Thema darauf zu achten, dass RezipientInnen wirklich nur die Stimme zur Beurteilung präsentiert bekommen, und kein optischer Eindruck der SprecherIn die Wahrnehmung beeinflusst (vgl. Eckert & Laver 1994: 164ff).

3.1.2 Kulturbedingte Wahrnehmung und Wirkung von Stimme und Gender

Wie schon eingangs erwähnt, ist die Wirkung, die eine Stimme auf RezipientInnen hat, aufgrund deren Prägung durch ihren Kulturkreis bestimmt. So gilt in Siam Frauengesang nur dann als schön, wenn er für das europäische Ohr sehr tief und hart klingt. Im Nahen Osten bedeutet ein hohes, genäselttes Falsetto den Gipfel der Stimmschönheit, ist für das europäisch geprägte Empfinden hingegen eher unattraktiv (vgl. Habermann 1986:139).

Wie bereits dargelegt existieren zahlreiche extra-linguistische Merkmale, die RezipientInnen einer SprecherIn zuordnen, beispielsweise bezüglich ihres emotionalen Zustandes oder ihrer persönlichen Identität, also Geschlecht, Alter, Status etc. (vgl. Laver 2002:281). Laver merkt jedoch gleichzeitig an, dass diese Attribution von Eigenschaften selbst innerhalb des eigenen Kulturkreises problematisch sein kann. Ein Beispiel: Eine SprecherIn trifft eine RezipientIn der eigenen Kultur zum ersten Mal, und spricht dabei mit flüsterndem Tonfall. Es bieten sich nun mindestens drei Interpretationsmöglichkeiten, warum die Flüsterstimme gewählt wurde. Vielleicht soll Vertraulichkeit ausgedrückt werden, vielleicht ist es aber auch ein pathologisches Phänomen und die SprecherIn leidet an Kehlkopfproblemen. Genauso gut wäre es möglich, dass die Person allgemein leise spricht und dies Teil ihrer Persönlichkeit ist, oder dass im Nebenzimmer Kleinkinder schlafen, die nicht geweckt werden sollten. Daher kann nur durch den Kontext und/oder längere Bekanntschaft eine verlässliche Schlussfolgerung zur vorliegenden Stimmcharakteristik gezogen werden. Laver (2002) stellt jedoch fest, dass RezipientInnen oftmals aufgrund non-verbaler Stimmeigenschaften auf die persönliche Einstellung der SprecherIn schließen und andere Aspekte außer Acht lassen (vgl. Laver 2002:282f).

Auch Eckert & Laver (1994) betonen, dass nicht alle unsere Stimmbeurteilungen auf natürlichen, intuitiven Empfindungen beruhen, da dem Menschen ja kulturell bedingt spezifische Erwartungen und Normen anerzogen sind. Extreme stimmliche Abweichungen von der Norm der jeweiligen Sprechergemeinschaft werden jedenfalls

in den meisten Kulturen von einer großen Mehrheit negativ beurteilt (vgl. Eckert & Laver 1994:154).

Als Beispiel für die kulturspezifische Wirkung eines stimmlichen Merkmals sei hier das Falsetto, einer besonders hohen Stimmlage, genannt. Der (künstlich herbeigeführte) Einsatz des Falsetto hat in verschiedenen Kulturen einen ganz unterschiedlichen Wert: Wenn sich ein Engländer in einer Falsetto-Stimmlage an einen anderen männlichen englischen Sprecher richtet, so soll ihm das die Unterstellung von Verweiblichung vermitteln bzw. weinerliches Klagen imitieren, wohingegen z.B. in Zimbabwe gesprochenen Shona die Falsetto-Stimmlage verwendet wird, um einen Angeber zu veralbern (Laver 1994:22).

Wie Studien zum Thema Pragmatik zeigen, kann auch die kulturspezifische Wahrnehmung von Höflichkeit, einem Kommunikationsfaktor, der insbesondere für das Konsektivdolmetschen wichtig ist, in verschiedenen Kulturkreisen stark variieren (vgl. Leonardi, 2007: 117).

Es stellt sich darüber hinaus die Frage, wo bei der Sprachverwendung der Geschlechtsunterschied aufhört und der Kulturunterschied beginnt, bzw., ob diese beiden Konzepte gar als eine Einheit zu betrachten wären. Der Übergang scheint jedenfalls fließend und nicht abgrenzbar, solange keine eindeutigen Definitionen dafür vorhanden sind.

3.1.3 Male speak - Female Speak (Feministische Linguistik)

The vocabulary of a woman as a rule is much less extensive than that of a man. Women move preferably in the central field of language, avoiding everything that is out of the way or bizarre, while men will often either coin new words or expressions or take up old-fashioned ones, if by that means they are enabled, or think they are enabled, to find a more adequate or precise expression for their thoughts. (Jespersen, 1923:248 zitiert in Adler, 1978: 107).

Seit Jespersen (1923) haben sich die Vorstellungen zum weiblichen Sprachverhalten von Frauen und Männern glücklicherweise wohl bedeutend verändert. Dennoch wird auch in der aktuelleren sozio-linguistischen Literatur, z.B. bei Coates (1986) die Meinung vertreten, dass in der Gesellschaft nach wie vor eine sehr unterschiedliche Wahrnehmung hinsichtlich des Sprachverhaltens von Frauen und Männern existiert (vgl. Leonardi 2007 :38). Im Hinblick auf das Übersetzen hält die Translationswissen-

schafterin Leonardi folgenden Gedanken fest, der auch auf das Dolmetschen angewendet werden könnte:

„Language, a very powerful tool, is at the core of this activity. It is not only a tool for communication, but also a manipulative tool, an instrument of control and power. Power can undoubtedly be expressed through ideologies, and ideologies are clearly linked to language because its use is the commonest form of social behaviour.“ (Leonardi 2007: 19)

Auch Crystal betont, dass die Sprache ein Machtinstrument ist, dass nicht nur soziale Einstellungen der jeweiligen SprecherInnen widerspiegelt, sondern sozusagen eine eigene Realität formt. (vgl. Crystal 1987:46).

Leonardi stellt darüber hinaus klar, dass ein unterschiedlicher Sprachgebrauch bei Männern und Frauen nicht nur ein linguistischer Aspekt, sondern vielmehr auch ein ideologisches Konstrukt ist (vgl. Leonardi 2007: 38)

In diesem Zusammenhang greift Leonardi den Begriff 'Women's language' auf. Dieser aus der feministischen Theorie entlehnte Begriff wurde von Von Flotow (1997:8) geprägt, und bezieht sich auf die Schaffung einer eigenen „Frauensprache“ durch die Manipulation der Alltagssprache, die von FeministInnen als patriarchalisch angesehen wird. Durch die Schaffung und Anwendung der „Women's language“ soll die gleichberechtigte Gegenwart der Frau innerhalb der Gesellschaft verdeutlicht werden und der weiblichen Stimme Gehör verschaffen (vgl. Leonardi 2007: 117).

Leonardis Werk beschäftigt sich demgemäß mit der Frage, ob das Geschlecht der ÜbersetzerIn im Translationsprozeß eine Rolle spielt. Ihre Hypothese besagt, dass ein genderspezifischer Einfluß auf den Translationsprozeß gegeben ist. In Auswertung ihrer Forschungsergebnisse kommt sie zu dem Schluss: „[T]he gender of the translator can also exert a certain degree of influence or mediation in the translation process [...]“ (Leonardi 2007: 302).

Im Bereich der Soziolinguistik bzw. Kommunikationspsychologie bietet die Studie von Kramer (1977) einen guten Einblick in die Wahrnehmung vermeintlich typisch geschlechtsspezifischer Sprechweisen. Kramers Studie untersucht die Stereotypen des weiblichen und männlichen Sprechverhaltens, die Frauen und Männer typischerweise zugeordnet werden und kommt zu dem Ergebnis, dass es deutliche Beweise dafür gibt, dass Frauen und Männer hinsichtlich Sprache unter anderem eine unterschiedliche Sprechweise („delivery“) aufweisen (vgl. Kramer 1977:151). Weiters

kommt sie zu dem Schluss, dass Frauen und Männern stereotyp jeweils unterschiedliche Themenbereiche (was für das Dolmetschen vernachlässigbar ist), und auch wie erwähnt eine unterschiedliche Sprechwirkung zugeordnet werden (vgl. Kramer 1977:151).

Kramer (1977) kritisiert, dass im in den späten 1960ern/1970ern entstandenen Bereich der Soziolinguistik, anfangs nicht auf geschlechtsspezifische Variationen der Sprache eingegangen wurde, und hinterfragt die Genauigkeit und Validität von Forschungen, die auf dem (ungeschriebenen) Prinzip basierten, dass durch den ausschließlichen Einsatz männlicher Versuchspersonen erlangte Resultate auf den Menschen verallgemeinerbar sei. Gleichzeitig hält sie fest, dass genau diese Tatsache und die feministische Bewegung der 1960er und 1970er den Ausschlag für Studien zu tatsächlichen Unterschieden in weiblichem und männlichem Sprechverhalten bzw. Studien zu den jeweils vorherrschenden Stereotypen gegeben hat (vgl. Kramer 1977:151):

For example, most of the items included in the now classic study of sex role stereotypes are personality characteristics that can be revealed in speech, such as very aggressive, very loud, very blunt, very objective, and very emotional, very talkative, very gentle, very aware of feelings of others [...] (Kramer 1977: 152)

Darüber hinaus hebt sie hervor, dass gerade weil das Thema des Geschlechtsunterschieds in der Sprachverwendung so alltäglich scheint und als gegeben angesehen wird, es grundlegend erforscht werden sollte:

Second, by making sex differences a focus in speech research, we can acknowledge a dominant conceptual division used by speakers. (I am not, of course, arguing that the dichotomous female/male categories are desirable within our culture, only that these categories should be recognized as pervasive).[...] This division is so basic to our view of our world that it is taken for granted by most researchers who look for more subtle categories upon which to structure their work. Yet it appears that commonly held expectations females and males have of their sex and of the other sex have an impact on their daily interactions with each other. (Kramer 1977: 152)

Diese Überlegung kann auch für Untersuchungen des Gender-Aspekts im Dolmetschen Anwendung finden.

Für das Dolmetschen ergibt sich darüber hinaus noch eine weitere Überlegung, die im Zusammenhang mit dem Konzept der Sprachideologie steht. In diesem Kontext könnte nämlich zum Beispiel die Frage gestellt werden, ob eine feministisch orientierte DolmetscherIn gendern soll/darf/kann. Eine Pauschallösung für diese Frage zu

suchen bzw. anzubieten ist natürlich nicht möglich und wäre in Hinblick auf den Aspekt der unterschiedlichen Situationalität im Dolmetschen in manchen Fällen wohl auch kontraproduktiv. Dennoch könnte es angezeigt sein, Strategien für den Umgang mit diesem Thema zu entwickeln und zu besprechen. Dies könnte auch im Rahmen der Untersuchung eines spezifischen Sprachenpaars geschehen.

3.2 Der Genderaspekt im Hinblick auf dolmetschwissenschaftliche Studien

Allgemein betrachtet scheint in der Dolmetschwissenschaft der Gender-Aspekt noch kaum beachtet zu sein, in der Übersetzungswissenschaft hingegen erfährt die Thematik „Gender der SprachmittlerIn“ ein wenig mehr Interesse.

Diese Arbeit möchte die Frage aufwerfen, warum das Geschlecht der SprachmittlerIn nicht auch Dolmetschen eine qualitätswahrnehmungsverändernde Rolle spielen könnte. Immerhin gibt es zumindest im Bereich der Linguistik und Gender Studies zahlreiche Studien, in denen hinsichtlich des unterschiedlichen Sprachgebrauchs von Frauen und Männern geforscht wurde und in denen diese Unterschiede wissenschaftlich belegt werden konnten (vgl. z.B. Leonardi 2007:22) . Leonardi betont in diesem Zusammenhang, dass die genderdifferenzierte Sprachverwendung mehr als nur eine Frage der linguistischen Form sei. Vielmehr handle es sich um den differenzierten Spracheinsatz in der Gesellschaft, der somit ein ideologisches Konstrukt sei (vgl. Leonardi 2007: 38). Sie beschäftigt sich eingehend mit dem Thema der Ideologie in der Translation, und wirft in ihrem Werk die Frage auf, ob männliche Übersetzer und weibliche ÜbersetzerInnen unterschiedliche Ideologien in eine Übersetzung einbringen. Sie erläutert in Hinblick dazu:

[T]ranslators are human beings and as such have emotions and opinions and live within a specific socio-political and cultural environment that may differ slightly or remarkably from the source culture (SC) environment. It is hard to believe that all translations are ideology-free [...] (Leonardi 2007: 29)

Sie bezieht sich mit dieser Aussage auf das von Lakoff (1975) aufgebrachte Konzept, dass sich Ideologien in der menschlichen Sprache manifestieren. Im Zusammenhang mit der Berücksichtigung des Gender-Aspekts für das Dolmetschen könnte dieser Gedanke noch um den Zusatz „It is hard to believe that all translations **and interpretations** are ideology-free“ ergänzt werden. Wenn Kahane (2000) beispielsweise für das Dolmetschen die Frage stellt: „What are speaker-listener relationships like?“,

dann liegt es nahe, bei näherer Untersuchung dieser Fragestellung Ideologien und genderspezifische Verhaltensweisen etc. zu berücksichtigen.

Es kann davon ausgegangen werden, dass die von Leonardi formulierte Überlegung auch für DolmetscherInnen gilt, da sich diese ebenso wie ÜbersetzerInnen mit den divergierenden „cultural environments“ (Leonardi 2007: 29) der Ausgangs- und Zielsprache sowie potentiell divergierenden soziokulturellen Ideologien konfrontiert sehen. Sollte ein solcher Einfluss durch Ideologien existieren, so geht die Beeinflussung vermutlich nicht auf der bewussten Ebene vor sich, wie auch Leonardi festhält.

In my view, therefore, ideology means reproduction and maintenance of power relations through the manipulation or distortion of meaning in order to hide or to disguise these relations. Ideology, however, does not always work at a conscious level." (Leonardi 2007: 37)

Demnach könnte zum Beispiel die Vermutung angestellt werden, dass eine feministisch orientierte Dolmetscherin einerseits versucht sein könnte, die Rede eines erzkonservativen Politikers zu gendern, bzw. ihr Gewissen erforscht, inwieweit sie dies tun kann, ohne die Wirkung seiner Rede zu kompromittieren, was andererseits aus berufsethischen Gründen problematisch wäre. Weiters könnte die Vermutung angestellt werden, dass für DolmetscherInnen das Thema der „ideology“ besonders im Bereich des Community Interpreting (z.B. männlicher Asylwerber in psychologischer Betreuung, gedolmetscht von einer weiblichen DolmetscherIn) von besonderer Relevanz sein könnte. Der mit dem Konzept der Ideologie verbundene Aspekt der Machtstrukturen in einer Kommunikationssituation könnte darüber hinaus, wenn man von buchstäblicher physischer „Nähe“ zur AusgangstextproduzentIn und/oder den RezipientInnen ausgeht, vielleicht beim Flüsterdolmetschen und Konsektivdolmetschen eine Rolle spielen. In dieser Hinsicht existieren nämlich Kommunikationstheorien, die besagen, dass beispielsweise auch das Raumverhalten (also die Position, die die am Kommunikationsprozess beteiligten Personen innerhalb des Raumes einnehmen, bzw. die ihnen zugewiesen wird) unter anderem auch durch den Gender-Aspekt beeinflusst wird. So möchte sich beispielsweise ein männlicher Dolmetscher beim Flüsterdolmetschen vielleicht nicht allzu nahe zu einer weiblichen Rezipientin lehnen, auch wenn dies der Verständlichkeit der Dolmetschung förderlich wäre. Er nimmt jedoch davon Abstand, da er es aufgrund seiner kulturellen Prägung als zu aufdring-

lich oder indiskret empfindet. Demnach könnte beispielsweise im Flüster- und Konsekutivdolmetschen der Gender-Aspekt einen indirekt qualitätsbeeinflussenden Faktor darstellen.

3.2.1 Forschungsdesiderate

In Anbetracht der recht eindeutig interpretierbaren Ergebnisse von Michalek-Kurucz' Untersuchung (2007), nämlich dass tiefere und sonore, reifer klingende Stimmen bei der durchschnittlichen Bewertung von Stimmqualität, Professionalität und Kompetenz der in ihrem Fall weiblichen Dolmetscherin bevorzugt wurden, wäre es interessant, an ihr Experiment hinsichtlich des Gender-Aspekts anzuknüpfen. So könnten eventuell das Versuchsdesign und die Fragebögen komplett übernommen werden, mit dem einzigen Unterschied, dass den RezipientInnen nicht nur drei Versionen einer weiblichen Stimme, sondern auch drei Versionen einer nach den gleichen tontechnischen Vorgehensweisen manipulierten männlichen Stimme angeboten würden. Dies könnte eine lohnenswerte Überlegung darstellen, da sich dadurch interessante Vergleiche hinsichtlich des Gender-Aspekts im Bezug auf das Thema Stimme ziehen ließen.

So könnte zum Beispiel untersucht werden, ob die V2 Version einer Männerstimme mit höherem Klang und insgesamt jüngerer Ausstrahlung gegenüber der V2 Version der weiblichen Dolmetscherin schlechter abschneiden würde; also, ob der Stimmwirkung eines „jungen“ Dolmetschers mehr oder weniger Kompetenz und Professionalität zugeschrieben würde als einer als „jugendlich“manipulierten, hellen Frauenstimme. Im selben Gedankengang wäre es eventuell aufschlussreich mit Zahlen belegen zu können, ob die V3 Version der Männerstimme, bei der ohnehin von einer physiologisch bedingten tieferen Grundtonlage („Indifferenzlage“) auszugehen ist, gegenüber der V3 Version der Frauenstimme bei den Bewertungen besser abschnitte. Auch scheint es reizvoll die Frage zu stellen, ob zum Beispiel die männliche V3 Version gegenüber ihrer V1 Version besser bewertet würde, oder ob eine ohnehin tiefe Männerstimme, die tontechnisch als noch tiefer und sonor er modifiziert wird, vielleicht zu alt oder zu langweilig wirken würde, und schließlich könnte auch eine Durchschnittswertung der insgesamt erzielten Punkte bei den Kriterien Stimmqualität, Kompetenz und Professionalität durchgeführt werden um somit zu prüfen, ob die

durchschnittliche Gesamtleistung nach Gender besser, schlechter oder etwa gleich beurteilt würde.

Bei genauer Überlegung ergeben sich hier also viele interessante Möglichkeiten, die an dieser Stelle vermutlich noch nicht erschöpfend behandelt sind, aber Anregung zu weiteren Ansätzen bieten können.

Auch hinsichtlich eines eher physiologischen Forschungsansatzes ergibt sich eine Überlegung für eine Studie in der Dolmetschforschung. Bedenkt man im Zusammenhang mit dem Gender-Aspekt die Forschungsergebnisse von Hazan & Markham (2002:118) und Bradlow et al. (1996), laut denen weibliche Sprecherinnen eine im Durchschnitt deutlich höhere Verständlichkeitsrate als die männlichen Sprecher aufweisen, so ist dies für die in der Mehrheit weiblichen Dolmetscherinnen ein erfreuliches Ergebnis. Da diese Ergebnisse jedoch bei Bradlow et al. auf einer verhältnismäßig geringen Anzahl von Versuchspersonen basierten, waren Rückschlüsse nur bedingt zulässig, konnten jedoch durch das größer angelegte Experiment von Hazan & Markham (2002) untermauert werden. In Anknüpfung an diese beiden Studien könnte es auch für den Bereich des Simultandolmetschens ein lohnenswertes Forschungsdesiderat darstellen, die von Hazan & Markham (2002) sowie Bradlow et al. (1996) festgehaltenen Resultate in einer empirischen Studie zu belegen.

Eine andere Überlegung bezüglich des Gender-Aspekts beim Dolmetschen geht in Richtung Konsekutivdolmetschen. Kahane (2000) erwähnt in Anlehnung an Gile (1995), dass unter anderem auch diskretes und professionelles Verhalten innerhalb und außerhalb der Dolmetschkabine zur Leistungsbeurteilung der DolmetscherIn beitragen. Er erwähnt in diesem Zusammenhang die unter DolmetscherInnen als „booth manners“ bekannten Verhaltensregeln, wie etwa Räuspern oder Husten bei offenem Mikrofon zu vermeiden und nicht in den Unterlagen herumzuwühlen und somit Störgeräusche zu erzeugen, erweitert diesen Aspekt jedoch um den Gedanken, dass DolmetscherInnen beim Konsekutivdolmetschen auch über ein Kenntnis des Protokolls z.B. bei hohen politischen oder wirtschaftlichen Anlässen verfügen müssen, da die AuftraggeberInnen entsprechende Kenntnisse erwarten, erwähnt aber gleichzeitig, dass dieses für gewöhnlich nicht im Lehrplan der Dolmetschinstitutionen enthalten ist (vgl. Kahane 2000). Die Forderung nach Kenntnis des Protokolls bei Veranstaltungen auf hoher Ebene ist in der Praxis wahrscheinlich gegeben, es scheint allerdings nachvollziehbar, dass die Universitäten und Dolmetschinstitutionen in

Anbetracht der Anzahl von StudentInnen und AbsolventInnen im Vergleich zu jenen, die tatsächlich im Rahmen solcher Veranstaltungen dolmetschen, keine dahingehenden Kurse anbieten. So scheint es ökonomischer, sich diese Kenntnisse anzueignen, wenn sich der Eintritt eines „Ernstfalls“ abzeichnet.

Weiters ist zu vermuten, dass die Kenntnis des Protokolls bis zu einem gewissen Grad sicherlich auch von SimultandolmetscherInnen erwartet wird, wie beispielsweise die Kenntnis der korrekten Anreden für Würdenträger und der dem Anlass angemessenen Kleidung etc. In Weiterverfolgung dieses Gedankenganges könnte auch hier der Gender-Aspekt zu tragen kommen, da für weiblichen Dolmetscherinnen vielleicht andere Verhaltensvorschriften bezüglich Etikette bestehen als für männliche Dolmetscher, und vielleicht von Seiten der TeilnehmerInnen einer solchen Veranstaltung je nach Geschlecht der DolmetscherIn unterschiedliche Erwartungshaltungen zu Auftreten, Dominanz und Eigeninitiative bestehen.

All dies sind natürlich Spekulationen, aber bedenkt man, was zum Beispiel Kramer (1977) und Eckert & Laver (1994) sowie Scherer (1981) über die Klischees und Fakten des geschlechtsspezifischen Sprechverhaltens festhalten, so stellt dieses Thema, wenn auch nach Wissensstand der Autorin bis heute noch nicht in der Dolmetschforschung untersucht, doch vielleicht eine Ausgangsüberlegung für Befragungen von RezipientInnen und Untersuchungen der von den RezipientInnen wahrgenommenen Dolmetschqualität dar. Die im Falle einer Durchführung solcher Untersuchungen erzielten Resultate könnten sowohl für die KonferenzorganisatorInnen (als AuftraggeberInnen) sowie auch für die DolmetscherInnen wichtig sein.

3.3 Ursprünglich geplantes Experiment

Im Rahmen dieser Arbeit war ursprünglich ein Experiment zur Untersuchung der Frage, ob der Gender-Aspekt bei der Qualitätswahrnehmung der Stimme im Dolmetschen eine Rolle spielt, geplant. Da die Wirkung (und somit die Qualitätswahrnehmung) der Stimme im Dolmetschen eine komplexe Angelegenheit darstellt, gestaltete es sich als dementsprechend schwierig, ein Versuchsdesign zu entwickeln, bei dem auch noch der Gender-Aspekt berücksichtigt worden wäre.

Das Experiment sollte in Anlehnung an das von Michalek-Kurucz (2007) im Rahmen ihrer Diplomarbeit zur Untersuchung des Qualitätsaspekts Stimme durchgeführte Experiment aufgebaut werden und es um Erkenntnisse zum Gender-Aspekt

erweitern. Michalek-Kurucz wählte für ihr Experiment übrigens mit Absicht eine weibliche Dolmetscherin: „Vor dem Hintergrund, dass Dolmetschleistungen derzeit überwiegend von Frauen erbracht werden, wurde für den Versuch eine Dolmetscherin gewählt.“ (Michalek-Kurucz 2007:90)

Die Fragestellung zum Experiment wäre gewesen, ob RezipientInnen hinsichtlich der Bewertung einer Dolmetschleistung eine unterschiedliche Qualitätswahrnehmung einer inhaltsgleichen Dolmetschung durch zwei weibliche Stimmen (also Dolmetscherinnen) und zwei männliche Stimme (also Dolmetscher). Das Ziel dieser Untersuchung wäre es gewesen, durch ein Experiment zu belegen, dass diese Überlegung statistisch nicht haltbar ist.

3.3.1 Erläuterungen zur Undurchführbarkeit des Experiments

Der Plan zum Experiment im Rahmen dieser Arbeit war, zwei weibliche Dolmetscherinnen und zwei männliche Dolmetscher eine Dolmetschung nachsprechen zu lassen, zu „shadowen“, wie es in der Fachsprache der Dolmetschwissenschaft genannt wird. Die nachzusprechende Dolmetschung wäre die bereits von Michalek-Kurucz (2007) verwendete deutsche Dolmetschung eines englischen Textes zum Thema „Work-Life Balance“ gewesen. Die Dolmetschung erfolgte durch eine ausgebildete und erfahrene Dolmetscherin. Der Grund, warum zur Durchführung dieses Experimentes keine tatsächliche Dolmetschleistung verwendet wurde, ist augenscheinlich: Diese Möglichkeit wurde von vornherein ausgeschlossen, da das Ziel war, möglichst vergleichbare Texte zu produzieren. Hätten die Versuchspersonen eine tatsächliche Dolmetschung erbracht, so wäre die Vergleichbarkeit hinsichtlich Satzbau, Lexik, Intonation etc. von Anfang an nicht gegeben gewesen.

Bei der Aufnahme der Sprechproben, deren vorgesehene Länge fünf bis zehn Minuten betragen sollte, wurde vorgegangen wie folgt:

Die vier Versuchspersonen (zwei weibliche, zwei männliche), deren Stimmen für das in der vorliegenden Arbeit ursprünglich vorgesehene Experiment verwendet werden sollten, hörten den Ausgangstext (also die deutsche Dolmetschung) über Kopfhörer und sprachen die Dolmetschung in ein Mikrofon, wobei die Shadowing-Leistung mit dem Aufnahmeprogramm „Audiograb“ zuerst als WAV Datei aufgezeichnet und dann ins MP3-Format konvertiert wurde. Diese Audiodateien wären den RezipientInnen dann als „echte“ Dolmetschungen vorgespielt worden. Danach wäre

die Stimmqualität anhand eines Fragebogens nach dem Vorbild des Fragenbogens von Michalek-Kurucz (2007) mit zusätzlichen Fragen zum Gender-Aspekt zu bewerten gewesen.

Zu diesem Teil des Experimentes kam es allerdings nicht, da sich einige Probleme ergaben: Beim Probehören der Shadowingleistungen wurde erkennbar, dass die Leistungen nicht authentisch genug klangen, um den Versuchsrezipienten als „Dolmetschleistungen“ vorgespielt werden zu können. Geplant war ursprünglich, dass eine homogene Gruppe von StudentInnen im Bachelor-Studiengang des Zweiges Dolmetschen und Übersetzen des Instituts für Translationswissenschaft der Universität Wien als RezipientInnen fungieren sollte, da diese StudentInnen noch wenig bis gar keine Erfahrung mit dem Simultandolmetschen haben. Vermutlich hätten diese daher gar nicht mit Sicherheit beurteilen können, ob der ihnen gebotene sprachliche Vortrag nun tatsächlich eine Dolmetschung oder eine Shadowingleistung sei. Dennoch bestand der berechtigte Einwand, dass die von den vier SprecherInnen erbrachten Leistungen schlicht „zu gut“ seien – die Intonation war – vermutlich aufgrund der Tatsache, dass es für eine geübte DolmetscherIn mit deutscher Muttersprache recht einfach ist, einen deutschen, allgemeinsprachlichen Text – und sei es auch eine Dolmetschung mit kleineren Grammatikfehlern, Redeflussabsenzen etc. – zu shadowen. Die Versuchspersonen bestätigten sogar selbst, dass ihnen die besagten Mängel in der Dolmetschung während ihrer Shadowingleistung aufgefallen waren und sie noch überlegt hatten, wie und ob diese im Shadowing „auszubessern“ wären. Natürlich hätte dies weitgehend vermieden werden sollen, um die Vergleichbarkeit der vier Shadowingleistungen möglichst hoch zu halten. Die Tatsache, dass die DolmetscherInnen aber überhaupt die Zeit hatten, solche Überlegungen anzustellen, weist deutlich darauf hin, dass der Stress beim Shadowing ungleich geringer war als er es bei einer tatsächlichen Dolmetschung gewesen wäre, da man beim Dolmetschen zwar Techniken der Outputkontrolle instinktiv anwendet, aber meist nicht auch noch eine derart lange Zeitspanne zum bewussten Nachdenken bleibt. Daher konnte das Sprechprobenmaterial trotz guter Klangqualität nicht verwendet werden; die erhobenen Daten wären nicht aussagekräftig gewesen und so musste die Idee des Experimentes bedauerlicherweise wieder fallen gelassen werden.

4 Diskussion

Wie in den vorangegangenen Kapiteln gezeigt, bieten Untersuchungen zur akustischen und psychologischen Wirkung, zu Störungen und Krankheiten sowie zu verbalen und non-verbalen Eigenschaften der Stimme ein geradezu unermesslich weites Feld zur Erforschung. Es kann davon ausgegangen werden, dass die Phoniatrie und die Phonetik die wohl vordringlichste Forschungsperspektive zur Untersuchung der Stimme darstellt. In Bezug auf eines der vorrangigen Themen in dieser Arbeit, nämlich der Stimme als Arbeitswerkzeug, ist es in jedem Fall erwähnenswert, dass das eindeutig als Sprechberuf zu klassifizierende Dolmetschen in den untersuchten Werken nicht aufscheint. Dies könnte als Hinweis darauf betrachtet werden, dass das Dolmetschen als eine der breiten Masse eher unbekannte Tätigkeit gar nicht als Sprechberuf wahrgenommen wird. Die DolmetscherIn und der Prozess des Dolmetschens sind in der Gesellschaft weitgehend „unsichtbar“, was wiederum die Vermutung bestärkt, dass der Stimme im Dolmetschen eine hohe, vielleicht sogar unterschätzte Wichtigkeit zukommt. Schließlich ist es die Stimme, die das Produkt der Dolmetschung „trägt“. Durch sie tritt die DolmetscherIn erst als Person in Erscheinung.

Die Stimme wird daher in vielen Studien zur Erforschung der Qualität der Dolmetschung als eines der qualitätsentscheidenden Kriterien berücksichtigt. Es besteht in aktuelleren Studien auch die Tendenz, einzelne Aspekte der Stimme wie etwa Intonation näher zu erforschen, wobei noch genügend Spielraum für zukünftige Untersuchungen in dieser Hinsicht vorhanden scheint.

Darüber hinaus ist bei der Wirkung von Stimme auf kulturspezifische Eigenheiten zu achten. So verdient die Überlegung von Cartellieri, dass gewisse Qualitätskriterien sprachbezogen sein müssen (vgl. Cartellieri 1983:213), Beachtung, da Stimme, Sprache und Kultur Hand in Hand gehen und einander bedingen.

Allgemein gesprochen ist die Qualitätsforschung im Dolmetschen an sich bereits ein sehr komplexes Thema, da aufgrund der Vielfältigkeit von Sprache nicht nur eine ideale Dolmetschung existiert, sondern mehrere Varianten vollkommen korrekt und optimal sein können. Darüber hinaus existiert in der Wissenschaft kein Konsens über die Auswahl der Kriterien zur Qualitätsbestimmung, und kann vermutlich auch nicht leicht gefunden werden, da das Dolmetschen im Hinblick auf die Einzigartigkeit

des Produktes und den maßgeblichen Aspekt der Situationalität zu vielschichtig für starre Qualitätskonzepte ist.

Da aufgrund soziolinguistischer und kommunikationspsychologischer Erkenntnisse davon ausgegangen wird, dass nicht nur die Stimme und ihre Eigenschaften selbst eine Wirkung auf die RezipientInnen haben, sondern damit verbunden auch Rückschlüsse auf die Persönlichkeit der SprecherInnen gezogen werden, ist darüber hinaus bei Untersuchungen zur Stimmwirkung auch der Aspekt der Persönlichkeitsinferenz zu beachten. Dieser Ansatz wurde teilweise schon in dolmetschwissenschaftlichen Untersuchungen verwendet und ist von bis jetzt vielleicht unterschätzter Wichtigkeit.

Auch dem Faktor Stimme, wenn er auch sehr wohl in der Qualitätsforschung weitgehend berücksichtigt scheint, wird vermutlich noch zu wenig Bedeutung eingeräumt. Hier besteht vermutlich noch weiteres Untersuchungspotential. Darüber hinaus sollte auf die Überlegung hingewiesen werden, dass der Gender-Aspekt in der Dolmetschwissenschaft noch recht wenig berücksichtigt scheint. Für die Dolmetschwissenschaft könnte es in diesem Hinblick eventuell eine fruchtbare Überlegung sein, eine Forschungszusammenarbeit mit der Soziolinguistik oder Psychologie anzustreben.

Hinsichtlich des Themas der Wirkung von Stimme findet letzten Endes an dieser Stelle auch das allgemein bekannte Sprichwort „Über Geschmack lässt sich nicht streiten“ seine Berechtigung, da die Wahrnehmung von Stimme gleichsam subjektiv und äußerst vielschichtig ist.

In Anbetracht der Überlegung, dass eine optimale Dolmetschung denselben Effekt wie die Originalrede haben soll (vgl. Dejean Le Feal 1999:155) ist vermutlich nicht nur die physiologisch gegebene Stimme samt ihrer non-verbalen Eigenschaften und Dynamik ausschlaggebend. Auch der sozio-kulturelle Faktor sollte berücksichtigt werden. Die Stimme sollte nicht als ein isoliertes Konzept betrachtet werden sondern vielmehr als unter anderem auch von kulturellen und sozialen Normen geprägtes Charakteristikum der SprecherIn. In Weiterführung dieses Gedankenganges ergibt sich daraus die Überlegung, dass der Gender-Aspekt einen Einfluss auf die RezipientInnen und somit die Wahrnehmung der Qualität einer Dolmetschung hat. Es ist wissenschaftlich belegt, dass Männer und Frauen tatsächlich ein unterschiedliches Sprechverhalten aufweisen, und dass darüber hinaus auch gesellschaftlich geprägte

Stereotype und Erwartungen die Wahrnehmung beeinflussen. Daher könnten die in dieser Arbeit formulierten Überlegungen hinsichtlich zukünftiger Forschungen zu diesem Thema in Bezug auf das Dolmetschen relevant sein. Darüber hinaus ist der Aspekt der Ideologie in der Translationswissenschaft zumindest im Übersetzen untersucht worden, was als Anstoß für ähnliche Untersuchungen in der Dolmetschwissenschaft dienen könnte. Somit könnten in dieser Hinsicht vielleicht bei einer Untersuchung des Gender-Aspekts mit besonderer Berücksichtigung der Stimme interessante Ergebnisse erzielt werden. Nicht zuletzt wären vielleicht auch Forschungskooperationen mit anderen Disziplinen, etwa in Hinblick auf die Stimmbelastung von DolmetscherInnen, von Interesse.

5 Schlusswort

Hauptziel der Arbeit war es, einen Einblick in die Forschung zum Thema Stimme in der Dolmetschwissenschaft zu bieten. Weiters sollte der Themenkreis Stimme und Sprache unter Berücksichtigung des Gender-Aspekts dargestellt werden und Ideen zu Forschungsdesideraten in diesem Zusammenhang formuliert werden.

So wurden im ersten Kapitel grundlegende Informationen zu Stimme dargelegt, mit besonderer Berücksichtigung ihrer funktionellen Belastungen und Störungen, da dies für das Dolmetschen von besonderer Relevanz ist. Das zweite Kapitel beschäftigte sich mit der Stimme in der Forschung, wobei ein besonderer Bezug zum Gender-Aspekt hergestellt wurde. Das Hauptaugenmerk lag hierbei in der Dolmetschforschung, wo Stimme als qualitätsmaßgeblicher Faktor aufscheint. Das dritte Kapitel legt Erkenntnisse und Überlegungen zu Stimme und Sprache im Zusammenhang mit dem Gender-Aspekt dar.

In der ursprünglichen Planung zu dieser Arbeit war auch ein Experiment vorgesehen, mit dem erforscht werden sollte, ob der Gender-Aspekt einen Einfluss auf die Wahrnehmung von Stimme als Qualitätskriterium einer Dolmetschung ist. Dieses Experiment erwies sich jedoch als nicht durchführbar.

In der vorliegenden Arbeit wird nach Auswertung der Literatur in der Dolmetschforschung die Vermutung geäußert, dass dem Gender-Aspekt eine Rolle zukommt, die bis jetzt noch nicht ausreichend berücksichtigt wurde. Dennoch wird keinesfalls behauptet, dass das Gender-Thema ein Problem bei der Erbringung von Dolmetsch- und Übersetzungsleistungen darstelle. Immerhin ist in der Praxis eine nicht abzuleugnende Feminisierung des Dolmetschberufes vorhanden, und zweifellos sind weibliche DolmetscherInnen im Bereich des Konferenzdolmetschens und auch des vielschichtigen Community Interpreting, der aus Sicht der soziokulturellen Perspektive wohl anspruchsvollsten Form, höchst erfolgreich tätig. Die vorliegende Arbeit möchte zu bedenken geben, dass der Gender-Aspekt einen maßgeblichen Faktor bei der Qualitätswahrnehmung einer Dolmetschung sein könnte. Diese Erwägung soll der Verdeutlichung und Bewusstmachung dienen, denn es könnte für angehende DolmetscherInnen eventuell wünschenswert sein, schon während ihrer Ausbildung ein Bewusstsein für diese Thematik zu entwickeln. Dadurch könnte vielleicht auch künftiges Interesse an der Erforschung des Gender-Aspekts geweckt werden und,

falls in weiterer Folge als nötig erachtet, Maßnahmen bzw. Strategien in diesem Zusammenhang erdacht und untersucht werden. Darüber hinaus wären dahingehende Erkenntnisse vielleicht auch für die Lehre von Belang.

Dies wäre sicherlich nicht zuletzt im Hinblick auf die tatsächliche Frauenquote bei BerufsdolmetscherInnen und AbsolventInnen des Dolmetschstudiums interessant.

Literaturverzeichnis

Adler, M. K. (1978) *Sex Differences in Human Speech. A sociolinguistic study.* Hamburg: Helmut Buske Verlag.

AIIC (2009) Association Internationale des Interprètes de Conférence. <http://www.aiic.net/> [16.07.2009, 11:40].

AIIC Workload Study

http://aiic.net/community/attachments/ViewAttachment.cfm/a467p657-897.pdf?&filename=a467p657%2D897%2Epdf&page_id=657
[11.06.2009, 20:30].

Braun, A. & Masthoff, H. R. (Hg.) (2002) *Phonetics and its Applications: Festschrift for Jens- Peter Köstner on the Occasion of his 60th Birthday.* Stuttgart: Franz Steiner Verlag.

Aronovitch, C.D. (1976) The Voice of Personality: Stereotyped Judgements and their Relation to Voice Quality and Sex of Speaker. *Journal of Social Psychology* 99, 207 – 220.

Besson, C., Graf, D., Hartung, I., Kropfhäusser, B. & Voisard S. (2005) *Communicate.* <http://www.aiic.net/ViewPage.cfm/page1662> [15.07.2009, 12:40].

Bogensberger Sieglinde (⁴2005) *Lexikon der Medizin.* Köln: Naumann und Göbel.

Böhme, Gerhard (³1997) *Sprach-, Sprech-, Stimm- und Schluckstörungen. Band 1: Klinik.* Stuttgart Jena Lübeck Ulm: Gustav Fischer Verlag.

Braun, A. & Wagner, A. (2002) Is Voice Quality Language-Dependent? In: Braun, A. & Masthoff, H. R. (Hg.) *Phonetics and its Applications: Festschrift for Jens- Peter Köstner on the Occasion of his 60th Birthday.* Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 298 – 312.

- Brown, B. L. (1982) Experimentelle Untersuchungen zur Personenwahrnehmung aufgrund vokaler Hinweisreize. In: Scherer K.R. (Hg.) (1982) *Vokale Kommunikation*. Weinheim: Beltz, 211-227.
- Bühler, H. (1986) Linguistic (Semantic) and Extralinguistic (Pragmatic) Criteria for the Evaluation of Conference Interpretation and Interpreters. *Multilingua* 5 (4), 231 – 235.
- Bülow – Møller A. (2003) Second-hand Emotion: Interpreting Attitudes. *The Interpreters' Newsletter* 12, 1-36.
- Cameron, D. (2006) *On Language and Sexual Politics*. London New York: Routledge Taylor&Francis Group.
- Cartellieri C. (1983) The Inescapable Dilemma. Quality and/or Quantity in Interpreting. *Babel* 29 (4), 209-213.
- Čeňková, I. (1998) Quality of Interpreting - A Binding or Liberating Factor? In: Beylard-Ozeroff, A., Králová, J. & Moser-Mercer, B. (Hg.) *Translators' Strategies and Creativity. Selected Papers from the 9th International Conference on Translation and Interpreting Prague, September 1995*. Amsterdam: Johns Benjamins, 163-170.
- Chiaro, D. und Nocella, G. (2004) Interpreters' Perception of Linguistic and Non-Linguistic Factors Affecting Quality: A Survey through the World Wide Web. *Meta* 49 (2), 278-293.
- Coates, J. (Hg.) (1991) *Women in their Speech Communities: New Perspectives on Language and Sex*. London: Longman.
- Coates, J. (Hg.) (1998) *Language and Gender: A Reader*. Oxford: Blackwell Publishers Limited.

Collados Àis, À. (1998) Excerpts from *La evaluación de la calidad en interpretación simultánea: La importancia de la comunicación no verbal* pp. 81-3, 89-95, 169-89, 249-50 Peligros (Granada: Editorial Comares 1998) Copyright © 1998 by Collados Àis, Àngela. Reprinted in English.

DBL (2009) Deutscher Bundesverband für Logopädie e.V. Stimmcoaching als Bestandteil von Stimmpräventionsseminaren in Sprechberufen - ein Ansatz auch für die Therapie? <http://www.dbl-ev.de/index.php?id=1294> [08.07.2009, 15:26].

Déjean le Féal, K. (1990) Some Thoughts on the Evaluation of Simultaneous Interpretation. In: Bowen, D. & M. (Hg.) *Interpreting – Yesterday, Today and Tomorrow*. New York: Binghamton, 154-160.

Diel, C. F & Macdonald, E. T (1956) Effect of Voice Quality in Communication. *Journal of Speech and Hearing Disorders* 21 (2), 233 – 237.

Dommelen, W. van & Moxness, B. H. (1995) Acoustic Parameters in Speaker Height and Weight Identification: Sex-specific Behaviour. *Language and Speech* 38, 267-287.

Eakins, B. (1978) *Sex Differences in Human Communication*. Boston, MA: Houghton Mifflin.

Eckert, H. & Laver, J. (1994) *Menschen und ihre Stimmen. Aspekte der vokalen Kommunikation*. Weinheim: Beltz, Psychologie Verlags Union.

Ernst, P. (2004) *Germanistische Sprachwissenschaft*. Wien: Facultas Verlags- und Buchhandels AG.

Fuchs-Heinritz, W.; Lautmann, R.; Rammstedt, O.; Wienold, H. (Hg.) (1995) *Lexikon der Soziologie*. Opladen: Westdeutscher Verlag.

- Garzone, G. (2002) Quality and Norms in Interpretation. In: Garzone, G. & Viezzi, M. (Hg.) *Interpreting in the 21st Century. Challenges and Opportunities. Selected Papers from the 1st Forlí Conference on Interpreting Studies, 9-11 November 2000*. Amsterdam Philadelphia: John Benjamins, 107 – 120.
- Gerver, D. (1969) The Effect of Source Language Presentation Rate on the Performance of Simultaneous Interpreters. In: Foulke, E. (Hg.) *Proceedings of the 2nd Louisville Conference on Rate and/or Frequency Controlled Speech*. Louisville, Kentucky: University of Louisville, 162–184.
- Gile, D. (1983) Aspects Méthodologiques de l'Évaluation de la Qualité du Travail en interprétation Simultanée. *Meta* 28 (3), 236-243.
- Gile, D. (1989) L' Évaluation de la Qualité de l'Interprétation par les Délégués: Une Étude de Cas. *The Interpreters' Newsletter* 3, 66-71.
- Gile, D. (1995): Regards sur la Recherche en Interprétation de Conférence. Lille : Presses Universitaires de Lille.
- Habermann, G. (⁴2003) *Stimme und Sprache. Eine Einführung in ihre Physiologie und Hygiene. Für Ärzte, Sänger, Pädagogen und alle Sprechberufe*. Stuttgart New York: Georg Thieme Verlag.
- Harrigan, J., Rosenthal, R., & Scherer, K. R. (Eds.) (2005) *The New Handbook of Methods in Nonverbal Behavior Research*. Oxford: Oxford University Press.
- Hazan, V. & Duncan, M. (2002) The Perception of Speaker Characteristics in Adults and Children. In: Braun, A. & Masthoff, H. R. (Hg.) *Phonetics and its Applications: Festschrift for Jens-Peter Köstner on the Occasion of his 60th Birthday*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 118 – 126.
- Herbert, J. (1952) *Handbuch für den Dolmetscher*. Genève: Librairie de l'Université.

- Hirano M. (1981) *Clinical examination of Voice*. New York: Springer Verlag.
- Hollien, H. (1990) *The Acoustics of Crime*. New York: Plenum Press.
- Hollien, H. (2002) *Forensic Voice Identification*. San Diego: Academic Press.
- Holmes, J. (1998) Women's Talk: The Question of Sociolinguistic Universals. In: Coates, J. (Hg.) *Language and Gender: A Reader*. Oxford: Blackwell Publishers.
- Jacobson B. H., Johnson, A. & Grywalski, C. (1997) Voice Handicap Index (VHI) Development and Validation. *American Journal of Speech and Language Pathologies* 6, 66-70.
- Jespersen, O. (1923) *Language, its Nature, Development and Origin*. London: Allen and Unwin.
- Jones, R. (1998) *Conference Interpreting Explained*. Manchester: St. Jerome Publishing.
- Kahane E. (2000) Thoughts on the Quality of Interpretation. *Communicate* <http://www.aiic.net/ViewPage.cfm/page197> [15.07.2009, 12:55].
- Kopczyński, A. (1994) Quality in Conference Interpreting: Some Pragmatic Problems. In: Snell-Hornby, M., Pöchhacker, F. & Kaindl, K. (Hg.) *Translation Studies. An Interdiscipline*. Amsterdam Philadelphia: John Benjamins, 189-198.
- Kopczyński, A. (1994) Quality Assurance in Simultaneous Interpreting. In: Dollerup C. & Lindegaard A. (Hg.) *Teaching Translation and Interpreting. Aims, Insights, Visions*. Amsterdam Philadelphia: John Benjamins, 233-242.
- Koreman, J. (2006) Perceived Speech Rate: The Effects of Articulation Rate and Speaking Style in Spontaneous Speech. *Journal of the Acoustical Society of America* 119, 582-596.

- Koufman J. & Isaacson, G. (1991) *Voice Disorders. The Otorhinolaryngologic Clinics of North America*. Philadelphia: Saunders.
- Kramer, C. (1975) Sex-related Differences in Address Systems. *Anthropological Linguistics* 17, 198–210.
- Kramer, C. (1977) Perceptions of female and male speech. *Language and Speech* 20 (2), 151-161.
- Kreiner, D. S, Price, Z., Gross, A. M., Appleby, K. L. (2004) False Recall Does Not Increase When Words are Presented in a Gender-Congruent Voice. Central Missouri State University. <http://www.jasnh.com/a13.htm> [22.08.2009, 18:14].
- Kurz, I. (1989) Conference Interpreting – User Expectations. In: Hammond, D.L. (ed.) *Coming of Age. Proceedings of the 30th Annual Conference of the American Translators Association*. Medford, NJ: Learned Information Inc., 143-148.
- Kurz, I. (1993) Conference Interpretation: Expectations of Different User Groups. *The Interpreters' Newsletter* 5, 13-21.
- Labov, W. (1970) The Study of Language in its Social Context. *Studium Generale* 23, 30-87.
- Lakoff, R. (1973) *Language and a Woman's Place*. New York: Harper & Row.
- Laver, J. (1980) The Phonetic Description of Voice Quality. *Language and Speech Journal*
- Laver, John (2002) Nonverbal Communication and Tone of Voice. In: Braun, A. & Masthoff, H. R. (Hg.) *Phonetics and its Applications: Festschrift for Jens-Peter Köstner on the Occasion of his 60th Birthday*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 280-288.
- Leonardi, V. (2007) *Gender and Ideology in Translation: Do Women and Men Translate Differently? A Contrastive Analysis from Italian into English*. Bern Peter Lang.

- Lesseigne, Mi. (2002) The Lady's Voice. *Communicate*
<http://www.aiic.net/ViewPage.cfm/page1166> [23.07.2009, 18:32].
- Luchsinger R. & Arndt, G. (1970) *Die Stimme und ihre Störungen. Band 1 und 2*.
 Wien New York: Springer Verlag.
- Mack, G. & Cattaruzza, L. (1995) User Surveys in SI: A Means of Learning about
 Quality and/ or Raising Some Reasonable Doubts. In: Tommola, J. (Hg.) *Top-
 ics in Interpreting Research*. Turku: University of Turku, Centre for Translation
 and Interpreting, 37–49.
- Mackintosh, J. (1994) User Expectation Survey (Interim Report). *AIIC Bulletin* 22
 (2), 13-17.
- Mackintosh, J. (2002) The AIIC Workload Study - Executive Summary.
http://aiic.net/ViewPage.cfm?page_id=888 [22.06.2009, 12:30].
- Marrone, S. (1993) Quality. A shared objective. *The Interpreters' Newsletter* 5, 35-
 41.
- Meak, L. (1990) Interpretation Simultanée et Congrès Medical: Attentes et Com-
 mentaries. *The Interpreters' Newsletter* 3, 8-13.
- Michalek-Kurucz, P. (2007) *Stimmqualität beim Simultandolmetschen*. Diplomar-
 beit, Universität Wien.
- Moser, P. (1996) Expectations of Users in Conference Interpretation. *Interpreting* 1
 (2), 145-178.
- Moser-Mercer, B. (1996) Quality in Interpreting: Some Methodological Issues. *The
 Interpreters' Newsletter* 7, 43-55.
- Müller, A. (1999) *Die Macht der Stimme. Die Stimme als rhetorischer Wirkungsfak-
 tor: Zur persuasiven Funktion und Wirkung der Prosodie*. Bad Iburg: Der Ande-
 re Verlag.

- Nolan, F. J. (1997) Speaker Recognition and Forensic Phonetics. In: Hardcastle, W. J. & Laver, J. (Hg.) *The Handbook of Phonetic Sciences*. Oxford: Blackwell, 744-767.
- Pio, S. (2003) The Relation Between ST Delivery Rate and Quality in Simultaneous Interpretation. *The Interpreters' Newsletter* 12, 69-100.
- Pöchhacker, F. (1994) *Simultandolmetschen als komplexes Handeln*. Tübingen: Gunter Narr Verlag.
- Pöchhacker, F. (2001) Quality Assessment in Conference and Community Interpreting. *Meta* 46 (2), 410 – 425.
- Pöchhacker, F. (2004) *Introducing Interpreting Studies*. London: Routledge.
- Pradas Macías, M. (2006) Probing Quality Criteria in Simultaneous Interpreting. The Role of Silent Pauses in Fluency. *Interpreting* 8 (1), 25-43.
- Pschyrembel, W. (Hrsg.) (²⁶⁰2004) *Pschyrembel ® Klinisches Wörterbuch*. Berlin: De Gruyter.
- Rose, P. (2002) *Forensic Speaker Identification*. London: Taylor & Francis.
- Scherer, K. L. (Hg.) (1982) *Vokale Kommunikation. Nonverbale Aspekte des Sprachverhaltens*. Weinheim Basel: Beltz Verlag.
- Scherer, K. L., Rosenthal, R., & Koivumaki, J. (1972) Mediating Interpersonal Expectancies via Vocal Cues: Differential Speech Intensity as a Means of Social Influence. *European Journal of Social Psychology* 2, 163–176.
- Schneider, B. & Bigenzahn, W. (2007) *Stimm diagnostik. Ein Leit faden für die Praxis*. Wien New York: Springer-Verlag.
- Seleskovitch, D. (1986) Comment: Who Should Assess an Interpreter's Performance? *Multilingua* 5 (4), 236.
- Shlesinger, M. (2000) Evaluation Issues in Interpreting. A Bibliography. *The Translator* 6 (2), 363 – 366.

- Vergara Bacci di Capaci, M. S. (2003) Our Voice and Ears: Spreading the Word. *Communicate* <http://www.aiic.net/ViewPage.cfm/page1100> [18.07.2009, 10:48].
- Vilkman, E. (2000) Voice Problems at Work: a Challenge for Occupational Safety and Health Arrangement. *Folia Phoniatica* 52, 120-125.
- Wendler, J., Rauhut, A. & Krüger, H. (1986) Classification of Voice Qualities. *Journal of Phonetics* 14, 483-488.
- Wendler, J., Seidner, W. (1987) *Lehrbuch der Phoniatrie* 2. Leipzig: VEB Georg Thieme Verlag.
- Zuta, V. (2007) Phonetic criteria of attractive male voices. Proceedings of the 16th ICPhS Saarbrücken, 1837-1840.
- Zuta, V. (2008) *Warum tiefe Männerstimmen doch nicht sexy sind. Das Geheimnis unserer Stimme*. Frankfurt am Main: Scherz Verlag.

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: Säulen der verbalen Kommunikation (vgl. Schneider & Bigenzahn 2007:3)	10
Abb. 2: Querschnitt der Artikulationsorgane (vgl. Vater 2002: 32).....	16
Abb. 3: Charakteristika der gesunden und pathologischen Stimme (Habermann 1986:215).....	19
Abb. 4: Einteilung ausgewählter Berufe nach Belastung und Qualitätsanspruch hinsichtlich der Stimme (vgl. Vilkman 2000).....	21
Abb. 5: medizinische u psychosoziale Faktoren: Berufsfähigkeit bei Sprechern und Sängern (Böhme 1997).....	24
Abb. 6: Einteilung der Stimmstörungen (Böhme 1997: 132).....	26
Abb. 7: Abbildung Dysphonie-Index nach Friedrich.....	28
Abb. 8: Beschreibung der Stimmproben durch Versuchspersonen des Versuchs B (Michalek Kurucz 2007: 143)	64

Abstract

Die vorliegende Arbeit soll einen Einblick in die Qualitätsforschung im Dolmetschen mit besonderem Augenmerk auf den Faktor Stimme bieten. Zusätzlich wird in diesem Zusammenhang die in der Dolmetschforschung bisher eher wenig beachtete Genderfrage besprochen. Stimme, Sprache und Persönlichkeit sind untrennbar miteinander verbundene Konzepte – wobei Gender als ein Aspekt der Persönlichkeit anzusehen ist – und sollten daher in ihrer Beziehung zueinander untersucht werden. Die Stimme nimmt als tragendes Medium beim Dolmetschen eine wichtige Rolle ein: Aus diesem Grund werden auch ihre verbalen und non-verbalen Eigenschaften sowie die Wahrnehmungen, die diese bei RezipientInnen hervorrufen, näher untersucht. Dabei wird ein Bezug zum Dolmetschen und der Qualitätsforschung im Dolmetschen sowie auch dem Gender-Aspekt hergestellt. Darüber hinaus wird in Anbetracht der Tatsache, dass eine funktionale Stimme als „Arbeitswerkzeug“ der DolmetscherInnen unerlässlich ist, ein kurzer Überblick über Krankheiten und Störungen der Stimme geliefert.

In dieser Arbeit werden daher zunächst grundlegende Aspekte des Themas Stimme dargestellt, wobei besonderes Augenmerk auf berufsbedingte stimmliche Belastungen und Pathologien gelegt wird. Interessant ist hierbei die Tatsache, dass das Dolmetschen in der ausgewerteten Literatur nicht ausdrücklich als stimmintensiver Beruf erwähnt wird. Aufgrund ihrer Wichtigkeit für die Wahrnehmung von Persönlichkeit und somit implizit auch für die Wahrnehmung von Qualität wird darüber hinaus näher auf die non-verbalen Eigenschaften der Stimme eingegangen.

Danach wird der Stand der Qualitätsforschung im Dolmetschen dargelegt, bei der die Stimme in zahlreichen Studien als Qualitätskriterium dient, wobei die meisten ForscherInnen unterschiedliche Definitionen bzw. Ansätze zur Definition von Stimme und ihren Eigenschaften verwenden. Hierbei werden insbesondere jene Studien dargestellt, die bezüglich ihrer Ergebnisse oder der Methodologie von besonderer Relevanz für das Thema Stimme oder die Genderfrage sind. Weiters werden nach diesen Kriterien ausgewählte Studien aus anderen Forschungsdisziplinen vorgestellt. Aufgrund der Vielschichtigkeit des Forschungsbereichs Dolmetschen ergeben sich Probleme und Herausforderungen in der Qualitätsforschung beim Dolmetschen, die mit besonderem Augenmerk auf das Thema Stimme besprochen werden. Abschließend werden Überlegungen zu Forschungsdesideraten angestellt.

Anschließend wird näher auf die Beziehung zwischen Stimme und Gender eingegangen und die Persönlichkeitsinferenz aufgrund stimmlicher Eigenschaften erörtert. Die bisher in der Dolmetschwissenschaft noch wenig berücksichtigte Genderfrage wird im Hinblick auf mögliche Studien besprochen, wobei auch das ursprünglich im Rahmen dieser Arbeit geplante Experiment dargelegt wird.

In Zusammenfassung der Literatur kann die Vermutung angestellt werden, dass Untersuchungen der Stimme und ihrer verbalen und non-verbalen Eigenschaften die Dolmetschwissenschaft möglicherweise um wichtige Erkenntnisse bereichern könnten. Darüber hinaus wird festgehalten, dass der mit der Stimme der DolmetscherIn inhärent verbundene Gender-Aspekt ein noch weitgehend unerforschtes Gebiet darstellt, dessen Untersuchung nicht zuletzt im Hinblick auf die Feminisierung des Dolmetschberufs interessante Ergebnisse liefern könnte.

CURRICULUM VITAE

PERSÖNLICHE DATEN

Petra Budzinski

E-mail: pb_vie@gmx.at

Tel.: 0699 111 832 08

Geboren in Wien am 23.06.1981

Österreichische Staatsbürgerin

AUSBILDUNG

1987 – 1991

Volksschule Hardegggasse, Wien

1991 – 1995

Bundesrealgymnasium Hagenmüllergasse,
Wien

1995 – 2000

HBLA Wassermanngasse, Wien

Okt. 2002 – Okt. 2009

Studium Übersetzen und Dolmetschen,
Universität Wien

AUSLANDSAUFENTHALTE

Jan. 2008 – Mär. 2008

Reise Western Australia

Okt. 2005 – Feb. 2006

„Erasmus“ Auslandssemester am ISIT, Paris

Okt. 1999

„Leonardo“ Schüleraustauschprogramm mit
Lycee Jean Monnet, Montpellier

Sept. 1998

3 Wochen Host Family und High School,
Sonoma Valley

Sept. 1996

Aufenthalt bei einer Host Family, Dublin

BERUFLICHE TÄTIGKEITEN

2006 – heute

Übersetzerin bei DLA Piper Rechtsanwälte,
Wien

2004 – heute

Freiberufliche Übersetzerin

2003 – 2006

Freiberufliche Nachhilfelehrerin für Englisch
und Deutsch

Wien, am 29.09.2009